

Fred S. Oldenburg

Der Kalte Krieg – Meistererzählungen

Die hier vorzustellenden historischen Darstellungen des Kalten Krieges haben eine Vorgeschichte: Sie sind als Ergebnisse eines dialektischen Prozesses zu begreifen, da die Historiografie wie auch die Politische Wissenschaft immer auch entlang der jeweiligen politischen Konfliktlinien und zeitgenössischen Erklärungsmuster verliefen. Dieser Prozess brachte verschiedene Denkschulen und immer wieder Wendungen seiner vorherrschenden Deutung (man würde heute wahrscheinlich von *turns* sprechen) hervor.¹

Es ist also kein Wunder, dass der daraus folgende Diskurs die Analytiker in ihren Bann schlug, die freilich oftmals »Partei« ergriffen, persönlich an der systemischen Auseinandersetzung teilnahmen und somit durch ihre Studien – gewollt oder unbeabsichtigt – Akteure auf der Bühne des Weltkonflikts wurden. Dessen Beilegung ist durch eine gehaltvolle Diskussion über die Ursachen des Versagens westlicher Forschung, insbesondere in der Politischen Wissenschaft und hier sowohl der Sowjetologie² wie auch der Internationalen Beziehungstheorie³, begleitet worden. Bedauerlicherweise aber haben nahezu

1 Vgl. für die Aufarbeitung der Deutungsmuster des Kalten Krieges *David Holloway*, *The State of the Field: Foreign Policy*, in: *Daniel Orlowsky* (Hrsg.), *Beyond the Soviet Studies*, Washington D. C. 1995, S. 269–286; vgl. auch *Michael Cox*, *The End of the USSR and the Collapse of the Soviet Studies*, in: *Coexistence* 31, 1994, H. 2, S. 89–109; *ders.*, *Rethinking the Soviet Collaps: Sovietology, the Death of Communism and the New Russia*, London 1998; *Alexander Dallin*, *Causes of the Collaps of the USSR*, in: *ders./Gail W. Lapidus* (Hrsg.), *The Soviet System. From Crisis to Collaps*, Boulder 1995, hier nach URL: <<http://faculty.goucher.edu/history231/Dallin.htm>> [7.7.2008]; vgl. auch *Fred S. Oldenburg*, *War der Kalte Krieg nur ein Missverständnis?*, in: *Helmut Wagner* (Hrsg.), *Europa und Deutschland – Deutschland in Europa*, Münster 2005, S. 445–464.

2 Für die gegenüber dem Mainstream der Politischen Wissenschaft überaus kritische und für die theoretische Diskussion innerhalb der Kommunismusforschung bedeutsame Darstellung vgl. *Martin Malia*, *Vollstreckter Wahn. Russland 1917–1991*, Stuttgart 1994, S. 503–570; *ders.*, *From Under the Rubble What?*, in: *Problems of Communism* 41, 1982, S. 89–106; *Richard Pipes*, *Misinterpreting the Cold War: The Hardliners Had it Right*, in: *Foreign Affairs* 1995, H. 1, S. 154–160; vgl. auch *Adam Przeworski*, *Democracy and the Market: Political and Economic Reforms in Eastern Europe and Latin America*, Cambridge 1991.

3 Vgl. u. a. *John Lewis Gaddis*, *International Relations Theory and the End of the Cold War*, in: *International Security* 17, 1992/93, S. 5–58; *Richard K. Herrmann/Richard Ned Lebow* (Hrsg.), *Ending the Cold War. Interpretations, Causation, and the Study of International Relations*, New York 1995. In Verteidigung des Realismus vgl. *Kenneth N. Waltz*, *The Emerging Structure of International Politics*, in: *International Security* 18, 1993, S. 5–43; *Kenneth Oye*, *Explaining the End of the Cold War: Morphological and Behavioral Adaption to the Nuclear Peace?*, in: *Richard Ned Lebow/Thomas Risse-Kappen* (Hrsg.), *International Relations Theory and the End of Cold War*, New York 1995, S. 57–84; *William Wohlforth*, *New Evidence on Moscow's Cold War: Ambiguity in Search of Theory*, in: *History* 21, 1997, S. 229–241; zur Kritik der Verteidigung des Neo-Realismus vgl. *Richard Ned Lebow/John Mueller*, *Realism and the End of the Cold War*, in: *International Security* 20, 1995, S. 185–186. Besonders wichtige Beiträge aus der liberalen Schule waren *Michael W. Doyle*, *Ways of War and Peace. Realism, Liberalism, and Socialism*, New York 1997, und *Thomas Risse-Kappen*, *Ideas Do not Float Freely: Transnational Coalitions, Domestic Structures, and the End of the Cold war*, in: *Lebow/Risse-Kappen*, *International Relations Theory*, S. 85–108, 187–222; vgl. auch: *Matthew Evangelista*, *Unarmed Forces: The Transnational Movement to End the Cold War*, Ithaca 1999. Mit einem Literaturverzeichnis, das auch den konstruktivistischen Ansatz von A. Wendt u. a. einbezieht: *ders.*, *Internal and Ex-*

alle wissenschaftliche Schulen zwischen Berkeley und Berlin bei der Prognose der Beendigung des Kalten Krieges völlig versagt, deren Voraussetzung der Zusammenbruch kommunistischer Einparteienherrschaft, die Akzeptanz der »freien Wahl« in den früheren Satellitenstaaten Moskaus und die Auflösung des Warschauer Vertragssystems war. Dies konnte, das musste die Stunde einer weitreichenden Theorierevision sein, wenn man zu akzeptieren bereit ist, dass die Propagierung harmonischer Weltordnungen nach Bollywood, nicht aber in die Hörsäle und Denkfabriken gehört und politische Wissenschaft weiterhin befragt werden soll, wobei nach 1990 auch die Historiografie sich zögerlich des Gegenstandes annahm. Der Darstellung der einzelnen Veröffentlichungen seien daher einige Bemerkungen zur Periodisierung des Kalten Krieges und zu den verschiedenen Denkschulen seiner Deutung nach dem II. Weltkrieg und dem Auseinanderbrechen der Anti-Hitler-Koalition in Europa vorangestellt.

I. ZÄSURBILDUNG UND ERKLÄRUNGSANSÄTZE DES KALTEN KRIEGES

Der Kalte Krieg umschreibt eine Epoche internationaler Konflikte und gescheiterter Kooperationsversuche, die von 1947 bis Ende der Achtzigerjahre währte. Phasen der Entspannung werden überwiegend als Anpassungsleistungen unter den Konditionen des bipolaren Konflikts zu werten sein. Für die kommunistischen Führungen Osteuropas waren sie gar Zeiten des verschärften ideologischen Krieges.

Einer speziellen Diskussion bleibt die Frage vorbehalten, wann und warum der Kalte Krieg überhaupt ausbrach. Der Begriff wurde erst im Jahre 1947 von dem amerikanischen Journalisten H. B. Swope geprägt und durch den bekannten Publizisten Walter Lippmann popularisiert. Allerdings sprechen einige Aspekte auch dafür, von der Zeit ab 1917 als eine Art Vorlauf zu sprechen. Wenn man so will, könnte man die Auseinandersetzungen zwischen 1917 und 1941/45 sogar als eine spezielle Form des Ost-West-Konflikts bezeichnen, welcher möglicherweise auf eine larvierte Form eines Jahrhunderte währenden Kampfes zwischen autoritären eurasischen und demokratischen westlichen Zivilisationen hinweist.⁴

Tatsächlich hatten die USA die Machtergreifung der Bolschewiki von Anbeginn an verurteilt und deren Sturz durch die Entsendung eines amerikanischen Kontingents betrieben. US-Präsident Wilson war der ideologische Antipode Lenins, seine liberale Konzeption der internationalen Beziehungen widersprach dem bolschewistischen Konzept der Weltrevolution, wie es die Komintern anfangs verfolgte. Beide Randmächte besaßen 1917 durchaus antagonistische Theorien hinsichtlich der Organisation des Internationalen Systems. Dennoch wurde der immanent eliminatorische Gegensatz, der Gewaltanwendung und ideologische Feindschaft einschloss, erst zum epochalen Grundmerkmal nach Verkündung der Truman-Doktrin im März und der Zwei-Lager-Theorie im September 1947.

ternal Constraints on Grand Strategy: The Soviet Case, in: *Richard Rosecrance/Arthur Stein* (Hrsg.), *The Domestic Bases of Grand Strategy*, Ithaca 1993, S. 154–178; *Richard Ned Lebow*, *The Rise and Fall of the Cold War in Comparative Perspective*, in: *Review of International Studies* 25, 1999, S. 21–39; *Fred S. Oldenburg*, *Internationale Theorie und das Ende des Kalten Krieges*, in: *Heiner Timmermann* (Hrsg.), *Erinnerung im Wandel. Neue Forschungen zur internationalen Zeitgeschichte*, Münster 2006, S. 510–564.

4 *Samuel Huntington*, *The Clash of Civilizations and the Remaking of World Order*, New York 1996. Das Werk fußt auf bereits 1993 in der Zeitschrift *Foreign Affairs* von Huntington vertretenen Thesen, zu denen er sich durch Francis Fukuyama's »End of History« herausgefordert sah; vgl. aus einem anderen Blickwinkel auch *Orlando Figes*, *Nataschas Tanz. Eine Kulturgeschichte Russlands*, Berlin 2003, S. 380 ff.; *Geoffrey Hosking*, *Russia and the Russians. A History from Rus to the Russian Federation*, London 2001.

Anfang der Zwanzigerjahre wurde der Ost-West-Konflikt noch durch die damalige Multipolarität mehrfach gebrochen, und wenig später zogen sich beide Randmächte vom künftigen Schlachtfeld Europa zurück – die USA in einen gefährlichen Isolationismus, die UdSSR in ein gigantisches und ebenso mörderisches Modernisierungsprogramm.⁵

In der hier rezensierten Literatur wird der Begriff des Kalten Krieges durchgängig für die Zeit ab 1947 verwandt. Er war erst jetzt als eine weitere Form des übergreifenden Konflikts an die Bipolarität der beiden Supermächte, an die Tiefe und Dichte der neuen Bedrohung durch die atomare Aufrüstung und den Allianzen organisierenden weltanschaulichen Gegensatz (zivilisatorischer Alleinvertretungsanspruch) gebunden. Der Kalte Krieg war somit eine Form des Ost-West-Antagonismus, der auf eine intensivere Periode des Nicht-Friedens hinweist. Manche bezeichneten ihn sogar als eine Form des Dritten Weltkrieges, der mit allen verfügbaren Mitteln außer denen der direkten ›heißen‹ militärischen Konfrontation der beiden Allianzen geführt wurde. Dies schloss jedoch, wie der Koreakrieg zeigte, die verdeckte militärische Konfrontation der Supermächte nicht aus.⁶

Die frühesten Erklärungen machten den sowjetischen Anspruch auf Weltrevolution für die Entstehung des Kalten Krieges verantwortlich.⁷ Für diese lieferte in der Regel die Ansprache Stalins vom 9. Februar 1946, spätestens jedoch das Referat Andrej Shdanows anlässlich der Gründung der Kominform im September 1947 den Startschuss.⁸ Die Sowjetunion wurde seitens der in den USA dominierenden Denkschulen einerseits als »totalitär«

5 In der Literatur ist die Begriffszuschreibung noch komplizierter, da einige Historiker tatsächlich den Beginn des Kalten Krieges auf das Jahr 1917 datieren, während andere auch für die Zeit nach 1945 die Bezeichnung »Ost-West-Konflikt« vorziehen. Vgl. hierzu *Yvan Vanden Berge*, *Der Kalte Krieg 1917–1945*, Leipzig 2002; dagegen *Jost Düllfer*, *Europa im Ost-West-Konflikt 1945–1991*, München 2004. Anregend sind die Studien von *Geir Lundestad*, *How (Not) to Study the Origins of the Cold War*, in: *Odd Arne Westad* (Hrsg.), *Reviewing the Cold War. Approaches, Interpretations, Theory*, London 2000, S. 64–80, sowie *Antonio Varsory*, *Reflections on the Origins of the Cold War*, in: ebd., S. 281–302. Stalins Rede war möglicherweise in erster Linie für den innenpolitischen Gebrauch bestimmt, zeigte aber alle Merkmale der bekannten antagonistischen Vorkriegsargumentation einer Übertragung des innergesellschaftlichen Klassenkampfes auf die Außenbeziehungen. Diese Position wurde zugunsten der Priorität allgemein-menschlicher Werte erst von Michail Gorbatschow Ende der Achtzigerjahre aufgegeben. Zum Problem der Modernisierung siehe *Stefan Plaggenborg*, *Experiment Moderne. Der sowjetische Weg*, Frankfurt/Main/New York 2006.

6 Vgl. Bruce E. Bechtol, Jr., *Paradigmenwandel des Kalten Krieges. Der Koreakrieg 1950–1953*, in: *Bernd Greiner/Christian Th. Müller/Dierk Walter* (Hrsg.), *Heiße Kriege im Kalten Krieg*, Hamburg 2006, S. 141–166; *Bernd Greiner*, *Die Blutpumpe. Zur Strategie und Praxis des Abnutzungskrieges in Vietnam 1965–1973*, in: ebd., S. 167–238.

7 Nachträgliche Rechtfertigungen für diese These aus russischer Perspektive bei *Wjatscheslaw Daschitschew*, *Moskaus Griff nach der Weltmacht. Die bitteren Früchte hegemonialer Politik*, Hamburg 2002; *Alexander Jakowlew*, *Die Abgründe meines Jahrhunderts. Eine Autobiographie*, Leipzig 2003.

8 J. W. Stalin, *Werke*, Bd. 15, Dortmund 1979, S. 33–41. Zum Beginn des Kalten Krieges u. a. *John Lewis Gaddis*, *The United States and the Origins of the Cold War, 1941–1947*, New York 1971; *George F. Kennan*, *Memoirs, 1925–1950*, Boston 1967; *Melvyn P. Leffler/David S. Painter* (Hrsg.), *Origins of the Cold War. An International History*, New York 1994; *Vladimir Zubok/Constantine Pleshakov* (Hrsg.), *Inside the Kremlin's Cold War. From Stalin to Khrushchev*, Cambridge 1996; *Marc Trachtenberg*, *A Constructed Peace. The Making of the European Settlement, 1945–1963*, Princeton 1999; *Gerhard Wettig*, *Stalin and the Cold War in Europe. The Emergence and Development, 1939–1953*, Boulder etc. 2007; *Vojtech Mastny*, *Russia's Road to the Cold War. Diplomacy, Warfare, and the Politics of Communism, 1941–1945*, New York 1979; *ders./Gustav Schmidt*, *Konfrontationsmuster des Kalten Krieges 1946–1956*, München 2003. Eine Überblicksdarstellung der Positionen Europas im Kalten Krieg mit Literaturangaben bei *Jost Düllfer*, *Europa im Ost-West-Konflikt. Zur Geschichte der Sowjetunion mit ausführlichen Literaturangaben vgl. Manfred Hildermeier*, *Die Sowjetunion, 1917–1991*, München 2001.

organisierte Herrschafts- und Gesellschaftsform⁹ analysiert und damit in die Nähe des zuvor gemeinsam bekämpften nationalsozialistischen Deutschland gerückt. Andererseits dominierte auf dem Feld des Außenverhältnisses und der Internationalen Beziehungstheorie die »realistische Schule«, die den Machtansatz bei der Vertretung einzelstaatlicher Interessen in den Vordergrund stellte.¹⁰ Dieser *approach* dominierte die Forschung in den USA bis zum Jahre 1991 und war implizit stets ebenso die Grundlage sowjetischer Gegenmachtbildung nach 1945. Aus sowjetischer Sicht waren die USA hingegen eine imperialistische, kriegslüsterne, monopolkapitalistische, faschistische Großmacht. Objektiv aber blieben die Sowjets auf nahezu allen relevanten Sektoren staatlicher und transnationaler Machtprojektion den USA weit unterlegen, konnten dies aber niemals akzeptieren. In vielen wichtigen außenpolitischen Stellungnahmen der Partei- und Staatsführung der UdSSR war die Analyse der »Korrelation der Kräfte«, das heißt der für den strukturellen Realismus eines Kenneth N. Waltz¹¹ typischen Kategorie der relativen Distribution der Macht unter anarchischen Systembedingungen, Angelpunkt der sowjetischen Rüstungsanstrengungen. So wurde die bundesdeutsche Ostpolitik in den Siebzigerjahren als Anpassung an die sich zugunsten des sozialistischen Lagers »gesetzmäßig« verändernden Kräfteverhältnisse eingeschätzt.¹² Ihnen hatten in der westlichen Führungsmacht Nixon und Kissinger, ebenso Ford und Kissinger, in Erklärungen von Moskau und Wladiwostok Tribut gezollt.

Der Kalte Krieg hatte bei seinem Beginn beide Denkschulen, die die innere Organisation der UdSSR analysierende Totalitarismustheorie (besser Totalitarismus-Modell) und den außenpolitischen Realismus der Schule Hans Morgenthau zusammengeführt. In der brillanten Analyse des Moskauer Botschaftsrates und späteren Leiters des Planungsstabes des *US-State Department*, George Kennan, kombinierte dieser in seinem »Long Telegram« von Ende Februar 1946 (nach der Stalin-Ansprache von Anfang Februar 1946) modellhaft beide Denkansätze und forderte zur durchgreifenden politischen und ökonomischen

-
- 9 Grundlegende Studien jener Zeit sind u. a. *Hannah Arendt*, *The Origins of Totalitarianism*, New York 1951; *Carl J. Friedrich/Zbigniew K. Brzezinski*, *Totalitarian Dictatorship and Autocracy*, New York 1956; *Merle Fainsod*, *How Russia is Ruled*, Cambridge, Mass. 1953; *Leonard Shapiro*, *Totalitarianism*, London 1972.
- 10 Diese Denkschule eroberte die Universitäten und ebenso die politische Praxis in den USA. Ihr Erfolg war die Konsequenz des Scheiterns liberaler Entwürfe Woodrow Wilsons und der Folgen der Appeasement-Politik Chamberlains. Zu ihren wichtigsten Protagonisten zählen *Edward Hallett Carr*, *The Twenty Years' Crisis, 1919–1939*, London 1940, und *Hans J. Morgenthau*, *Politics among Nations*, New York 1948; *ders.*, *Dilemmas of Politics*, Chicago 1958; *Reinhold Niebuhr*, *Moral Man and Immoral Society. Study in Ethics and Politics*, London/New York 1932; *Gottfried-Karl Kindermann*, *Internationale Politik und Theorie, Analyse und Praxis*, in: *ders.* (Hrsg.), *Grundelemente der Weltpolitik – Eine Einführung*, 3. erw. Auflage, München 1986, S. 59–105.
- 11 Vgl. *Kenneth N. Waltz*, *Theory of International Politics*, New York 1979; vgl. auch *Paul Kennedy*, *Aufstieg und Fall der großen Mächte. Ökonomischer Wandel und Militärischer Konflikt von 1500 bis 2000*, Frankfurt/Main 1991. Für eine Darstellung der Internationalen Beziehungstheorien siehe: *Siegfried Schieder/Manuela Spindler* (Hrsg.), *Theorien der Internationalen Beziehungen*, Opladen 2003.
- 12 *Peter Bender*, *Die »Neue Ostpolitik« und ihre Folgen: Vom Mauerbau bis zur Vereinigung*. München 1995; *Julia von Dannenberg*, *The Foundations of Ostpolitik. The Making of the Moscow Treaty between West Germany and the USSR*, Oxford 2008; *Thomas Enders*, *Die SPD und die äußere Sicherheit: Zum Wandel der sicherheitspolitischen Konzeption der Partei in der Zeit der Regierungsverantwortung, 1966–1982*, St. Augustin 1987; *Wilfried Loth*, *Overcoming the Cold War: History of Détente, 1950–1991*, Basingstoke 2002; *Heinrich Potthoff*, *Im Schatten der Mauer: Deutschlandpolitik 1961–1990*, Berlin 1999; *William R. Smyser*, *From Jalta to Bonn: The Cold War Struggle over Germany*, Basingstoke 1999.

Eindämmung der Sowjetunion auf.¹³ Kennans Anliegen war es schon unter Roosevelt gewesen, das offizielle Washington vor Illusionen über die politische Strategie J. W. Stalins zu bewahren. Seine Argumentation stützte und verstärkte die Position des seit dem Tode Roosevelts am 12. April 1945 amtierenden Präsidenten Harry S. Truman. Dessen Amtsführung hatte bereits Ende April 1945 zum ersten Zusammenstoß mit Sowjetaußenminister Molotow im Weißen Haus geführt. Seit jener Zeit orientierte sich, erst zögerlich und tastend, die US-Außenpolitik an der späten Erkenntnis, dass wegen der von Stalin geschaffenen Tatsachen in Osteuropa, insbesondere in Polen, eine einvernehmliche Politik mit dem Kreml kaum möglich sein würde. Dabei übersah man freilich, dass Stalin davon ausgegangen war, seine Handlungsweise sei durch die Zugeständnisse Roosevelts in Teheran und Jalta sowie die Absprachen mit Churchill vom Oktober 1944 durchaus legitimiert. Anfangs glaubte der außenpolitisch unerfahrene Truman, die Meinungsverschiedenheiten auf Missverständnisse und divergierende historische Erfahrungen zurückführen zu können. Ende 1946 jedoch kam er zu der Einsicht, die Mixtur aus staatlichem Sicherheitsinteresse und leninistischer Ideologie müsse direkt zur andauernden Repression der Völker Ost- und Südeuropas durch die Sowjetunion führen, für deren Freiheitsrechte die Alliierten in einem jahrelangen, verlustreichen Krieg gegen Hitler und Mussolini gekämpft hatten. Sich verschärfende Konflikte über den Truppenabzug im Iran sowie vor allem über Deutschlands und damit West-Europas wirtschaftliche und politische Konsolidierung brachten 1948/49 den Marshallplan und den Brüsseler Vertrag. Den Schwenk des Nachfolgers führte man im Kreml auf den alleinigen (bis Oktober 1949) US-amerikanischen Atomwaffenbesitz zurück und beschloss seinerseits ebenfalls, sich schnellstens in den Besitz von A-Waffen zu bringen. Bis 1949 galt es daher, mit Stärke zu bluffen und die westlichen Gegner über die eigenen Schwächen hinwegzutäuschen.

An die traditionelle westliche Forschung schloss sich als Antithese eine revisionistische Deutung an, die ein Spiegelbild bisheriger Interpretation des Kalten Krieges beinhalte.¹⁴ Sie sprach nahezu ausschließlich die USA und deren Wirtschaftssystem für das Entstehen des Kalten Krieges schuldig. Gleichzeitig entlastete ein behavioristischer Paradigmenwechsel in der Politischen Wissenschaft, der auch die bisherigen Sowjetstudien infrage stellte, d. h. die außenpolitische Strategie der Sowjetunion weitgehend vom bishe-

13 Der hier erwähnte Drahtbericht vom 22. Februar 1946 ist in Auszügen abgedruckt in: *George F. Kennan*, *Memoiren eines Diplomaten, 1925–1950*, Stuttgart 1968, S. 553–570; vgl. auch *X (George Kennan)*, *The Sources of the Soviet Conduct*, in: *Foreign Affairs* 25, 1947, S. 566–582; vgl. hierzu u. a. *John Lewis Gaddis*, *Strategies of Containment*, New York 1982. Die Blockade Westberlins als Antwort auf die Einführung der D-Mark schien die These von der sowjetischen Aggressivität zu bestätigen. Schon Ende der Fünfzigerjahre wandte sich Kennan allerdings gegen die Militarisierung seiner Eindämmungspolitik, wie sie unter dem Einfluss des Sonderberaters von Truman, Clifford und von Staatssekretär Dean Acheson und Paul Nitze mit der Direktive NSC-68 angestrebt und durchgesetzt wurde. Dabei kam diesen amerikanischen »Falken« der Überfall Nord-Koreas auf den Süden im Juni 1950 zu Hilfe. Vgl. *Stefan Bierling*, *Geschichte der amerikanischen Außenpolitik. Von 1917 bis zur Gegenwart*. München 2003, S. 102 ff.

14 Vgl. *William Appelman Williams*, *The Tragedy for American Diplomacy*, New York/London 1959; *ders.*, *Empire as a Way of Life*, New York/Oxford 1980; *Gabriel Kolko*, *Roots of American Foreign Policy. An Analysis of Power and Purpose*, Boston 1959; *ders.*, *The Limits of Power*, New York 1962. Doch wäre es unzureichend, diese Denkrichtung als dominant zu bezeichnen. Immerhin erschienen in diesen Jahren ausgezeichnete Studien zur Außenpolitik der UdSSR und zum Kalten Krieg, u. a. von *Zbigniew K. Brzezinski*, *The Soviet Bloc. Unity and Conflict*, Cambridge 1960; *Marshal Shulman*, *Stalin's Foreign Policy Revisited*, Cambridge 1963; *Robert Tucker*, *The Soviet Political Mind*, New York 1963; *William Zimmerman*, *Soviet Perspectives on International Relations*, Princeton 1969. Eine Distanzierung von der bisher eindeutigen sowjetkritischen Position erfolgte eher bei der Untersuchung gesellschaftspolitischer Phänomene.

rigen Vorwurf der Expansion freisprach. Ungefähr zur gleichen Zeit wurde im Zeichen des Positivismus das bisher omnipotente Totalitarismusmodell von einflussreichen Sowjetunion- und selbst von DDR-Forschern in vielen führenden westlichen Universitäten aufgegeben¹⁵, oftmals das auf Terror gegründete sowjetische Herrschaftssystem geschönt. Theorien der mittleren Reichweite und ein falsch verstandener Szientismus, der dennoch wider alle Empirie auf Konvergenz der Systeme zielte, ersetzen nunmehr bewusst »wertfrei« die bisher eher negativ besetzten holistischen Deutungsmuster. In den Studien äußerte sich dies in einer zunehmenden Äquidistanz zu beiden Systemen.

Die divergierenden Positionen näherten sich jedoch in den 1970er- und 1980er-Jahren einer vermittelnden Interpretation des Kalten Krieges an. Diese dritte Schule sah in erster Linie in verfehlter Kommunikation und Perzeption der Gegenseite die Ursache für den Ausbruch und die lange Dauer des Kalten Krieges.¹⁶ Heute bezeichnet man diese Periode als postrevisionistisch, da sie den auch als Folge des Vietnamkrieges durchaus verbreiteten Revisionismus sowohl aufhob, verarbeitete und zusammen mit dem Traditionalismus der ersten Phase überwand.¹⁷

Mit der Ablösung des klassischen Realismus Morgenthau und seine Ersetzung durch den strukturellen Neo-Realismus des Kenneth N. Waltz, der von einem anarchischen internationalen System ausging und lediglich die relative Machtverteilung ernst nahm, Ideologie und innenpolitische Praxis als *black box* ansah, nahm auch von dieser Seite die Verteidigung traditioneller Herrschaftsanalysen ab, militär-ökonomische und auf äußere Performanz zielende materielle Größen traten in den Vordergrund. Die Untersuchung und Darstellung inneren Wandels, schon bei den konservativen Analytikern der Internationalen Beziehungstheorie zu kurz gekommen, wurde immer mehr vernachlässigt.

Mit dem Zusammenbruch eines der beiden Pole dieses Konflikts und der Öffnung der Archive in ehemals kommunistischen Staaten wurde eine von Dokumenten und Fakten gedeckte Interpretation des Kalten Krieges möglich. Gleichzeitig wurde aber manifest, dass keiner der Forschungsansätze, weder die konservative Sowjetologie noch die modernistische *Area*-Forschung oder die Internationale Beziehungstheorie Instrumente bereitgestellt hatte, um den Zusammenbruch des sowjetischen Imperiums vorauszusagen.¹⁸ In

15 Vgl. zum Beispiel für eine Distanzierung vom Totalitarismusmodell *Gordon Skilling/Franklyn Griffiths*, *Interest Groups in Soviet Society*, Princeton 1971. Den abgetrennten Detailphänomen wurde die darunter liegende Dynamik genommen, so dass die holistische Betrachtungsweise verloren ging. Vgl. *Carl J. Friedrich/Michael Curtis/Benjamin Barber*, *Totalitarianism in Perspective: Three Views*, New York 1969. Modernisierung und Stabilität wurden voraussetzungslos angenommen. Teilweise wurden unterschiedlich konstruierte, der »Revolution von oben« (Tucker) dienende sowjetische Institutionen westlichen gleichgesetzt, wobei man von der Konvergenz der »Industriegesellschaften« ausging. Vgl. auch *Merle Fainsod/Jerry Hough*, *How Russia Is Governed*, Cambridge 1979; *Sheila Fitzpatrick*, *The Russian Revolution, 1917–1932*, New York 1982.

16 *Robert Jervis*, *Perception and Misperception in International Politics*, Boston 1976. Andererseits nahmen Historiker Fragestellungen der Internationalen Beziehungstheorie kaum zur Kenntnis, vgl. exemplarisch *Adam Ulam*, *Expansion and Coexistence*, New York 1974.

17 Als repräsentative Vertreter des Postrevisionismus sind u. a. zu nennen *Daniel Yergin*, *Shattered Peace*, Boston 1977; *John Lewis Gaddis*, *The Long Peace*, New York 1987. Gaddis hat sich inzwischen dem traditionalistischen Denken zugesellt.

18 Vgl. die Sammelrezension von *Lynn Eden*, *The End of U. S. Cold War History?*, in: *International Security* 18, 1993, S. 174–207; vgl. auch *Alexander Dallin*, *Causes of the Collapse of the USSR*, in: *Post-Soviet Affairs* 8, 1992, S. 279–302; *Thomas Risse-Kappen*, *Ideas Do not Float Freely*; *Rey Koslowski/Friedrich V. Kratchowil*, *Understanding Change in International Politics: The Soviet Empire's Demise and the International System*, in: ebd., S. 215–248; *Richard N. Lebow*, *The Long Peace, the End of the Cold War, and the Failure of Realism*, in: *ders./Risse-Kappen*, *International Relations Theory*, S. 249–278; *William Wohlforth*, *The Elusive Balance: Power and Perception during the Cold war*, Ithaca 1993.

der Politischen Wissenschaft hatte man sich ganz überwiegend mit der gebändigten Form des Ost-West-Konflikts, wie er seit 1963 in Europa stattfand, eingerichtet. In Zeiten der Détente entstandene Frageverbote wurden wie selbstverständlich akzeptiert. Kaum jemand aus der wissenschaftlichen Kommunität mochte den Diskurs über einen möglichen Zusammenbruch des kommunistischen Herrschaftssystems eröffnen. Vielmehr schien die Akzeptanz des Staus quo eine Voraussetzung der »friedlichen Koexistenz« für eine unendliche Realität. Die Konsequenzen ethnischer Konflikte, gar einer Implosion des Zentrums der »sozialistischen Staatengemeinschaft« für die Stabilität in Europa erschienen angesichts der historischen Erfahrung mit früher kollabierten Imperien wenig verlockend.¹⁹ Daher erhoffte man sich im Westen eine langsame Evolution der posttotalitären Systeme durch vorsichtige Gewährung von Bürgerrechten und ökonomischen Reformen nach dem Vorbild des »Neuen Ökonomischen Systems der Leitung und Planung« (NÖSPL) der DDR der Sechzigerjahre. Westeuropäische Regierungen zeigten gegenüber Bürgerbewegungen wenig (oder gar kein) Interesse. Völlig illusionäre Zahlen über den Zustand der kommunistisch regierten Volkswirtschaften, die auf deren offiziellen Statistiken beruhten, wurden der westlichen Analyse zugrunde gelegt. Lange Zeit war lediglich eine autoritär-partizipative Herrschaftsform, die Reformen von oben verabreichte, auf dem Radarschirm von Wissenschaft und Politik. Doch es kam ganz anders. Wirtschaftliche Schwäche, Implosion von oben und Revolution von unten, ethnische Konflikte und erschöpfte, desillusionierte Eliten trafen aufeinander, die Spaltung der Parteiführung in Moskau in unterschiedliche, sich blockierende Fraktionen beschleunigten die Auflösung des sowjetischen Empire, diesmal vom Zentrum her.²⁰ Damit jedoch waren politische Theorie ebenso wie

19 Vgl. *Alexander Demandt*, *Das Ende der Weltreiche. Von den Persern bis zur Sowjetunion*, München 1997; *Herfried Münkler*, *Imperien. Die Logik der Weltherrschaft vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten*, Berlin 2005.

20 Für das Ende des Kalten Krieges vgl. u. a. *Z (Martin Malia)*, *To the Stalin Mausoleum*, in: *Daedalus* 119, 1990, S. 295–344; *Charles Gati*, *That Bloc That Failed: Soviet-East European Relations in Transition*, Bloomington 1990, insb. Teil III; *Włodzimir Brus/Kazmierz Laski*, *From Marx to the Market. Socialism in Search of an Economic System*, Oxford 1989; *Timothy Garton-Ash*, *The Magic Lantern*, New York 1990; *John B. Dunlop*, *The Rise of Russia and the Fall of the Soviet Empire*, Princeton 1993; *David Remnik*, *Lenin's Tomb*, New York 1993; *Helene Carrere d'Encausse*, *The End of the Soviet Empire: The Triumph of the Nations*, New York 1993; *Martin Walker*, *The Cold War*, London 1993; *Robert L. Hutchings*, *Als der Kalte Krieg zu Ende war*, Berlin 1999; *John Lewis Gaddis*, *We Know Now. Rethinking Cold War History*, New York 1997; *Fred Halliday*, *The Making of the Second Cold War*, New York 1983; *Strobe Talbott*, *The Russians and Reagan*, New York 1984; *Michael J. Hogan* (Hrsg.), *The End of the Cold War*, New York 1992; *Raymond Garthoff*, *The Great Transition: American-Soviet Relations and the End of the Cold War*, New York 1995; *Michael Mandelbaum*, *Reagan and Gorbatschow*, New York 1987; *Daniel Deudney/G. John Ikenberry*, *The International Sources of Soviet Change*, in: *International Security* 13, 1991/92, S. 74–118; *dies.*, *Who won the Cold War?*, in: *Foreign Policy* 82, 1992, S. 123–138; Vgl. auch u. a. *Jaques Levesque*, *The Enigma of 1989. The USSR and the Liberation of Eastern Europe*, Berkeley 1997; *Robert D. English*, *Russia and the Idea of the West*, New York 2000; *Coit D. Blacker*, *Hostage to Revolution. Gorbachev and Soviet Security Policy, 1985–1991*, New York 1993; *Michael R. Beschloss/Strobe Talbott*, *At the Highest Levels. The Inside Story of the End of the Cold War*, Boston 1993; *Beth A. Fisher*, *The Reagan Reversal: Foreign Policy and the End of the Cold War*, Columbia 1997; *Jack F. Matlock Jr.*, *Autopsy of an Empire*, Baltimore 1995; *Don Oberdorfer*, *The Turn: From the Cold War to A New Era*, New York 1991; *Richard Ned Lebow/Janice Gross Stein*, *We All Lost the Cold War*, Princeton 1994; *Jerry F. Hough*, *Democratization and Revolution in the USSR, 1985–1991*, Washington D. C. 1994; *William C. Wohlforth*, *Witnesses to the End of the Cold War*, Baltimore 1996; *ders.* (Hrsg.), *Cold War Endgame. Oral History, Analysis, Debates*, University Park 2003; *Philip Zelikov/Condoleezza Rice*, *Germany Unified and Europe Transformed: A Study in Statecraft*, Cambridge, Mass. 1995; *Angela E. Stent*, *Russia and Germany Reborn. Unification, the Soviet Collapse, and the New Europe*, Princeton 1999;

großflächige Meistererzählungen, die das »Zeitalter der Extreme« (Eric Hobsbawn) auf den Begriff zu bringen versuchten, gefragt.²¹

Die vorliegenden Studien haben die wesentlichen Fragen des Ost-West-Konflikts ab 1947 quellengesättigt zu beantworten versucht: Wann begann der Kalte Krieg und war er vermeidbar, gar ein Missverständnis? Wer trägt für den Kalten Krieg die Hauptverantwortung? Gab es die Möglichkeit, ihn zu einem früheren Zeitpunkt zu beenden, und warum wurde dies versäumt? Welche Faktoren bestimmten seine Intensität und Reichweite? Gibt es Theorien, die seinen Beginn, seine Dauer, aber auch sein Ende erklären? Welche Umstände führten zum Kollaps des Sowjetkommunismus? Wie ist der Anteil des *human factor*²² einzuschätzen und wie die der Strukturen, Ideologie und Ökonomie? Anhand dieser Fragen wird geprüft, inwiefern sich diese Studien als auch längerfristig tragbare Gesamtdeutungen/-darstellungen des Kalten Krieges erweisen könnten.

II. DER KALTE KRIEG IN KURZDARSTELLUNGEN

Eingeleitet wurden die kleinteiligen Überblicksgeschichten des Kalten Krieges im deutschsprachigen Raum durch zwei Kurzdarstellungen. Die eine stammt von dem deutschen Historiker Rolf Steininger²³, der schon zuvor durch eine vierbändige Taschenbuchausgabe über die deutsche Teilung²⁴ und durch seine einstmals mit großer Verve vorgetragene Auseinandersetzung mit der westlichen Ablehnung der Stalin-Note von 1952 ausgewiesen war. Steininger profilierte sich vormals als Kritiker der Außen- und Deutschlandpolitik von Kanzler Konrad Adenauer, dem er – wie zum Beispiel auch Wilfried Loth – vorwarf, eine frühe Chance für die Vereinigung beider deutscher Staaten absichtsvoll vertan zu haben. Rolf Steininger lehrt heute an der Universität Innsbruck, wo er das dortige Institut für Zeitgeschichte leitet. Das zweite Einführungsbuch zum gleichen Thema stammt von dem Potsdamer Zeithistoriker Bernd Stöver²⁵, der als Privatdozent und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Zeithistorische Forschung in der Hauptstadt des Landes Brandenburg arbeitet. Stöver war zum Zeitpunkt der Publikation des Buches durch seine Habilitationsschrift über die US-amerikanische *liberation policy* und eine »Geschichte der Bundesrepublik« ausgewiesen.

vgl. auch Jahrbuch Sowjetunion 1990/91, hrsg. v. Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien, München/Wien 1991.

21 Die Diskussionen, Konferenzen und schriftlichen Zeugnisse mit Anklagen über Fehler und Versäumnisse der jeweils anderen Denkschule sind kaum zu übersehen. Vgl. *Lebow/Risse-Kappen*, *International Relations Theory*; *Richard K. Herrmann/Richard Ned Lebow* (Hrsg.), *Ending the Cold War. Interpretations, Causation, and the Study of International Relations*, New York 2004. Der Angriff gegen die revisionistische und szientistische Sowjetologie wurde 1982 durch Martin Malia begonnen und Ende der Achtzigerjahre fortgesetzt. Vgl. auch *ders.*, *The Hunt for the true October*, in: *Commentary* 92, 1991, S. 21–28. Für eine Antwort vgl. *George Breslauer* u. a., *In Defense of Sovietology*, in: *Post-Soviet Affairs* 3, 1992, S. 197–238. Eine zusammenfassende Darstellung des Meinungsstreits über essentielle oder operative Fehler der sowjetischen Politik bei *Cox*, *The End of the USSR*.

22 Zur Person und Politik des letzten Generalsekretärs und Präsidenten der UdSSR ist immer noch bahnbrechend die Studie von *Archie Brown*, *The Gorbachev Factor*, Oxford 1996; vgl. aber auch: *Michail S. Gorbatschow*, *Erinnerungen*, Berlin 1995; *ders.*, *Das gemeinsame Haus Europa und die Zukunft der Deutschen* (mit Beiträgen sowjetischer Wissenschaftler und Politiker), Düsseldorf 1990; *ders.*, *Gipfelgespräche*, Berlin 1993; *A.S. Tschernjajew*, *Schest let's Gorbatschowym. Po dnewnykwym sapisjam*, Moskau 1993; *Anatoly Dobrynin*, *In Confidence. Moscow's Ambassador to America's Six Cold War Presidents, 1962–1986*, New York 1995.

23 *Rolf Steininger*, *Der Kalte Krieg*, Frankfurt/Main 2003.

24 *Ders.*, *Deutsche Geschichte. Darstellung und Dokumente in vier Bänden*, Frankfurt/Main 2002.

25 *Bernd Stöver*, *Der Kalte Krieg*, München 2003.

Beide schmalen Bände beendeten die Phase ausführlicher Einzeldarstellungen bestimmter Perioden des Kalten Krieges beziehungsweise spezifischer Ereignisse des Ost-West-Konflikts. Sie stellen einen ersten kursorischen Einstieg in die Gesamtgeschichte der Auseinandersetzung auf der Grundlage der nunmehr bekannten Fakten für historisch interessierte Laien und Schüler an Gymnasien dar. Sicher werden auch Erstsemester an Universitäten mit Gewinn einen Blick in beide Taschenbücher werfen. Zugleich unterscheiden sich diese nach Konzeption und Urteil deutlich voneinander. Steininger behandelt anfangs auf 50 Seiten chronologisch den zeitlichen Ablauf des Konflikts. Er fügt eine Reihe von Stichworten sowie Angaben zu den handelnden Akteuren und ein Register bei. Die Gestaltung des Fischer-Kompakt-Taschenbuches vermag so zu überzeugen. Steiningers Buch hat den Vorteil eines ausgewogenen Urteils und einer eleganteren Sprache. Sein Kapitel »Von der Kooperation zur Konfrontation« weist auf die beiden gegensätzlichen Konzeptionen hin, die sich bereits vor dem Ende des Zweiten Weltkrieges abzeichneten: die Roosevelt'sche Konzeption des *grand design*, die wie so oft in der Geschichte der USAußenpolitik von der »einen Welt« träumte. Und der entgegengesetzten, die der sogenannten Rigaer Sektion, deren Analyse auf den harten Fakten sowjetischer Osteuropapolitik seit dem Jahre 1939 beruhte.²⁶

Stövers Band ist dagegen in neun chronologisch aufgebaute Kapitel gegliedert. In der Mitte, als Kapitel V, findet sich unvermittelt ein Abschnitt, der die Mentalität im Kalten Krieg zwischen 1947 und 1991 beschreibt, ohne dass das Bändchen schon das Ende des Konflikts erreicht hat. Hier behandelt Stöver gekonnt »Sicherheit durch nukleare Abschreckung«, »Kalter Bürgerkrieg« und »Kalter Krieg in den Medien«, um dann mit der Verlagerung des Konflikts in die Dritte Welt nach 1961 fortzusetzen. Eine Zeittafel, ein Abkürzungsverzeichnis und ausgezeichnete Literaturhinweise sowie ein Personenverzeichnis schließen den kleinen Band ab. Beide Bücher weisen keine Quellenangaben im Text nach. Unterschiede zeigen sich in der Bewertung und im Zugriff auf den Kalten Krieg. Steininger sieht überraschend in dessen Beendigung einen »Sieg des Westens«, was aus seiner Betrachtungsweise des Kalten Krieges als Auseinandersetzung zweier hochgerüsteter gegensätzlicher Regierungsformen herrührt. Stöver gibt einer Vielzahl von Sowjetunion-internen und externen Faktoren bei der Erklärung des sowjetischen Absturzes den Vorzug. Hierbei arbeitet er die Strategie des »offensiven *Containment*« Kennedys und Bahrs ebenso listig ein wie das von ihm durchaus zu den Verstärkern der östlichen Krise gezählte SDI (*Strategic Defence Initiative*). Schließlich wertet Stöver das Ende des Kalten Krieges in Anlehnung an Myron Rush als einen »historischen Zufall«. Auch für Stöver war – wie für die Mehrzahl der Historiker – der Kalte Krieg ein »Weltanschauungskrieg, ein Krieg der Ideen, dessen Fronten durch die gegensätzliche Ideologie, insbesondere aber durch die gegenseitige Wahrnehmung gebildet wurden« (S. 129). Umso klarer schimmert bei Stöver gleichzeitig die negative Ergebnisbeschreibung einer Janice Gross Stein und eines Richard Ned Lebow durch: »We all Lost the Cold War.«²⁷ Wen diese Erklärungen unbefriedigt lassen, mag zu dem ausführlichen Werk des gleichen Autors greifen.²⁸

26 Die Rigaer Sektion setzte sich aus jenen *State Department*-Mitarbeitern zusammen, die vor Aufnahme der diplomatischen Beziehungen zwischen Moskau und Washington 1933 in der lettischen Hauptstadt ihren Beobachtungsposten eingenommen hatten und mit Entsetzen von dort aus die Stalin'sche »Modernisierungsstrategie« seit 1928 analysierten. Ihr intellektueller Kopf war der spätere Leiter des Planungsstabs des *State Department*, George Kennan.

27 *Lebow/Stein, Cold War*.

28 *Bernd Stöver, Der Kalte Krieg. Geschichte eines radikalen Zeitalters. 1947–1991*, München 2007. Mehr dazu in Abschnitt V.

III. FRISCHER WIND AUS ROM

Ungewohnte und deshalb interessante Forschungsansätze und Analyseergebnisse lieferten zwei Konferenzen der italienischen Linken zuzurechnenden, renommierten Gramsci-Stiftung (*Fondazione Istituto Gramsci*), die beide in der italienischen Hauptstadt in den Jahren 2000 und 2002 veranstaltet wurden.²⁹ Einer der Herausgeber, Silvio Pons, lehrt osteuropäische Geschichte an der Universität von Rom und ist zugleich Direktor der Stiftung. Sein neuestes Buch beschäftigt sich mit »Stalin and the Inevitable War 1936–1941«.³⁰ Er ist außerdem der Herausgeber der italienischen Fassung der Tagebücher des früheren Komintern-Präsidenten Georgi Dimitrov. Der Mitherausgeber, Federico Romero, lehrt US-amerikanische Geschichte an der Universität von Florenz und publizierte vor allem über die Beziehungen der USA zu Europa.

Beide Workshops suchten eine, nach Meinung der Herausgeber immer noch vorhandene terra incognita aufzuhellen. Sie sehen diese in dem Fehlen eines breiteren historischen Kontextes, in welchem der Kalte Krieg seit den Sechzigerjahren transformiert wurde, in dem die Dynamik der Bipolarität sich dramatisch veränderte und in welchem die Konfrontation schließlich zu ihrem Ende kam. Dabei wurde vom ersten Workshop summiert: 1. Der Kalte Krieg sei zwar das alles überlagernde »System« zwischen 1947 und 1989 gewesen, habe aber substantielle Transformationen während dieser Zeitspanne durchlebt. Mehrfach tauchte zudem die Frage auf, ob das Konzept für die vier Jahrzehnte überhaupt brauchbar sei. 2. Der Diskurs habe ergeben, ein ganzer Komplex von Faktoren sei für die Beendigung des Kalten Krieges zurechenbar. Eine zweite Zusammenkunft widmete sich dem »Ende des sowjetischen Kommunismus: Auf dem Weg zu einem historischen Ansatz«. Sie konzentrierte sich auf den Zusammenbruch der UdSSR und ihres Imperiums, wobei man sich dem Vergleich grundlegender Ansätze und ihrer Erklärungskraft zuwandte.

Im ersten Beitrag erklärt Charles Maier, Harvard Universität, Autor u. a. eines Standardwerkes über den Zusammenbruch der DDR³¹, den Kollaps des sowjetischen Imperiums aus der Konkurrenz zweier »fordistischer Systeme«, die trotz aller unterschiedlicher Ideologien, politischer Ökonomien und verschiedener Techniken der Koalitionsbildung eine gemeinsame Grammatik bezüglich des industriellen Wachstums besaßen. Seit den Siebzigerjahren aber habe das sowjetische System stagniert und sei schließlich kollabiert, während das US-amerikanische einen zweiten Aufwind erlebte.³²

Mark Kramer, Direktor des Harvard Zentrums für *Cold War Studies* und Verfasser glänzender Analysen im Rahmen des *Cold War International History Project*, sieht im Kalten Krieg vorwiegend einen bipolaren Konflikt auf der Grundlage ideologischer Rivalitäten. Seiner Meinung nach habe dieser Konflikt manche Amplituden erlebt, aber seine bipolar-ideologische Konsistenz nicht grundsätzlich geändert. Die Herausforderung ging von der Sowjetunion aus und erreichte ihren Höhepunkt, als die sowjetische Vorherrschaft über Osteuropa mit der sino-sowjetischen Allianz gekoppelt wurde bis in die Siebzigerjahre, als trotz des Bruchs zwischen Moskau und Peking der Kreml glaubte, die »Korrelation der Kräfte« entwickle sich gesetzmäßig zugunsten des sozialistischen Welt-systems. Weder die Verträge mit der BRD noch die Akzeptanz der Existenz des »anderen« hätten bereits das Ende des Kalten Krieges signalisiert. Zwar hätten verschiedene diplomatische Manöver, systemübergreifende Verträge und Kooperationsbemühungen, Ent-

29 Silvio Pons/Federico Romero (Hrsg.), *Reinterpreting the End of the Cold War. Issues, Interpretations, Periodizations*, Frank Cass, London/New York 2005, 237 S., kart., £ 23,99.

30 Silvio Pons, *Stalin and the Inevitable War 1936–1941*, London 2002.

31 Charles S. Maier, *Dissolution: The Crisis of Communism and the End of East Germany*, Princeton 1997; vgl. auch *ders.*, *Geschichtswissenschaft und »Ansteckungsstaat«*, in: GG 20, 1994, S. 616–624.

32 Charles S. Maier, *The Cold War as an era of Imperial rivalry*, in: Pons/Romero, S. 13–20.

spannung und Eurokommunismus den sowjetischen Einfluss partiell verringert und das Spiel komplizierter erscheinen lassen, aber seine Grundregeln nicht wirklich verändert.³³

Leopoldo Nutti, Historiker an der Hochschule für Politische Wissenschaften in Rom, akzeptiert diese Position, erinnert aber an die spezielle Haltung der europäischen Staaten und Parteien während der Sechziger- und Siebzigerjahre.³⁴ Dabei verdeutlicht er, dass bereits Nixon und Breshnew die Détente als eine Wiederkehr des von Kissinger so einfühlsam beschriebenen Metternich'schen diplomatischen Systems verstanden und praktiziert hätten.³⁵ Die italienische KP habe später auf eigene Kosten lernen müssen, dass auch ihre Bemühungen um einen dritten Weg von beiden Seiten, von Breshnew einerseits und von Ford und Carter andererseits, abgeblockt wurden. Der Kalte Krieg sei im Sinne Raymond Arons ein »internationaler Bürgerkrieg« gewesen. Der unvergessene französische Politologe habe die Détente aus westlicher Sicht definiert als Strategie, die »Kommunisten zu unterstützen, wo sie verächtlich seien und sie zu bekämpfen, wo sie sich einer gewissen Popularität erfreuten.«³⁶ Allerdings war die Entspannung gleichfalls eine *contrary demonstration* zur ideologischen Dimension des Kalten Krieges, um ein beständiges Gleichgewicht, beruhend auf der nuklearen *balance of power* zu fixieren – umso mehr bestätigte ihr Abbruch, so Nutti, die zentrale Rolle der Ideologie im internationalen System jener Jahre (S. 47).

Eine von den bisherigen Essays völlig abweichende Analyse liefert der an der Columbia Universität lehrende Historiker Anders Stephanson ab.³⁷ Für ihn ist der Kalte Krieg ein US-amerikanisches Projekt. Für Stephanson scheiterte dieses Projekt, durch welches die Vereinigten Staaten die Legitimität der UdSSR zuschanden machen wollten und zu diesem Zeitpunkt Übereinkünfte schließen mussten, bereits im Jahre 1963, freilich ohne dass die USA ihre *Containment*-Strategie völlig aufgaben. Stephansons Analyse knüpft an die revisionistischen Positionen von William Appelman Williams³⁸ und Gabriel Kolko³⁹ an. Seiner Meinung nach könne man Stalin für die Verursachung des Kalten Krieges nur deswegen verantwortlich machen, weil er die Natur der US-Außenpolitik nicht völlig verstanden habe und das Spiel auf eine zynische Weise mitspielte. »Doch dieses Argument lässt die wirkliche Ursache des Kalten Krieges vermissen, dessen fundamentale Bedingung die USA selbst waren« (S. 67).

Odd Arne Westad, Co-Direktor (zusammen mit Michael Cox) des neuen *Cold War Studies Centre* der *London School of Economics*, ist in den letzten Jahren als einer der einflussreichsten europäischen Historiker der Epoche des Kalten Krieges bekannt geworden.⁴⁰ Sein Buch »The Global Cold War«⁴¹ wurde noch im gleichen Jahr mit dem *Ban-*

33 Mark Kramer, Power, politics, and the long duration of the Cold war, in: *Pons/Romero*, S. 21–38.

34 Leopoldo Nutti, On recule pour mieux sauter, or »What needs to be done« (to understand the 1970s), in: *Pons/Romero*, S. 39–51.

35 Henry A. Kissinger, Das Gleichgewicht der Großmächte. Metternich, Castlereagh und die Neuordnung Europas 1812–1822, Zürich 1986.

36 Raymond Aron, Mémoires. 50 ans de réflexion politique, Paris 1983; Nutti, S. 41, eigene Übersetzung. Dies gilt auch für die folgenden Zitate, die aus englischsprachigen Büchern stammen.

37 Anders Stephanson, The Cold War considered as a US project, in: *Pons/Romero*, S. 52–67.

38 William Appelman Williams, Die Tragödie der amerikanischen Diplomatie, Frankfurt/Main 1973 (zuerst engl. 1959); *ders.*, Empire as a Way of Life. An Essay on the Courses and Character of America's Present Predicament along with a few Thoughts about an Alternative, New York/Oxford 1980.

39 Gabriel Kolko, The Roots of American Foreign Policy. An Analysis of Power und Purpose, Boston 1969; *ders.*, The Limits of Power, New York 1973.

40 Odd Arne Westad, Beginnings of the end: how the Cold war crumbles, in: *Pons/Romero*, S. 68–81.

41 Odd Arne Westad, The Global Cold War – Third World war Intervention and the Making of Our Times, Cambridge 2006.

croft Award ausgezeichnet. In Deutschland ist das zusammen mit Jussi Hanhimäki verfasste Werk über den Kalten Krieg vermutlich eher bekannt.⁴² Eine gemeinsam mit Melvyn Leffler editierte dreibändige »History of the Cold War« ist in Vorbereitung. Westad ist nicht zuletzt Gründungsherausgeber der Zeitschrift *Journal of the Cold War*. Seiner Auffassung nach habe der Kalte Krieg nicht eine, sondern rund um den Erdball viele Endzeiten aufzuweisen. Alle seien Teil eines prozessualen Wandels und eng verbunden gewesen. Westad behandelt fünf verschiedene wirkungsmächtige Prozesse von weltpolitischem Rang, und zwar Brandts Ostpolitik, Berlinguers Eurokommunismus, Chomenis iranische Revolution, den Verzicht der Sowjets auf den Einmarsch in Polen und Reagans Abkehr von der eigenen Konfrontationspolitik Mitte der Achtzigerjahre. Alle hätten in unterschiedlichem Maße das Wie und Wann des Kalten Krieges beeinflusst. Daher sei ein multidimensionaler Ansatz für die Erklärung des Endes des Ost-West-Konflikts unverzichtbar.

Der letzte Beitrag des ersten Abschnitts stammt aus der Feder von Agostino Giovagnoli, Professor für Geschichte an der Katholischen Universität zum Heiligen Herzen in Mailand.⁴³ Er stellte kürzlich in einem weiteren Buch die Annäherung zeitgenössischer Historiker an das allgegenwärtige Phänomen der Globalisierung dar. In dem hier besprochenen Aufsatz schließt er, der Einfluss Johannes Paul II. und der Katholischen Kirche sei auf solche Gesellschaften besonders relevant geworden, die nach Auswegen aus der zwanghaften kommunistischen Gesellschaftsordnung suchten. Dabei widerspricht er der oftmals geäußerten Vermutung, der Vatikan sei nur ein Mitspieler im ideologischen Kampf Ronald Reagans in der Phase des zweiten Kalten Krieges gewesen. Stattdessen unterstreicht er die Kontinuität und Besonderheit der Ostpolitik des Vatikans. Seiner Meinung nach wäre der »Kalte Krieg des Heiligen Stuhls« bereits Anfang der frühen 1960er-Jahre beendet gewesen und durch eine subtilere Strategie ersetzt worden, die den Wandel in Osteuropa befördern wollte. Zugleich wäre Karol Kardinal Wojtyła in der Tat ein wichtiger Faktor beim friedlichen Kollaps der Kommunismus gewesen. Letzterer Feststellung wird man unumwunden zustimmen können.

Im zweiten Teil des Sammelbandes wird der Zusammenhang zwischen dem Ende des Kalten Krieges und dem Prozess des Niedergangs der Sowjetunion analysiert, insbesondere Gorbatschows Perestroika und ihre Konsequenzen für das Schicksal des Weltkommunismus Ende der 1980er-Jahre. Mark Harrison analysiert den Wert bzw. Unwert von Informationen in einer Planwirtschaft sowjetischen Typs.⁴⁴ Harrison lehrt Volkswirtschaft an der Universität von Warwick. Er erweitert die von Maier im ersten Abschnitt entwickelte These durch die des »irreparable lag«, den die Sowjetunion bei der Adaption ihrer Wirtschaft an die postindustriellen Systeme und Kulturen erlitt. Insbesondere arbeitet er heraus, wie sehr das UdSSR-Kommandosystem wirtschaftliches Wachstum auf der Basis ungenügender Information über die eigene Leistungsfähigkeit durchzusetzen versuchte. Das Ergebnis sei der Zusammenbruch des sowjetischen Wirtschaftssystems, welcher jedoch nicht direkt durch den Kalten Krieg ausgelöst wurde.

Robert English, der internationale Beziehungen an der Universität von Südkalifornien lehrt und Autor des in Westeuropa viel zu wenig bekannten Werkes über die Rolle sowjetischer Intellektueller⁴⁵ ist, wendet sich endlich der Rolle von Ideen in den letzten Jahren

42 *Odd Arne Westad/Jussi Hanhimäki*, *The Cold War. A History in Documents and Eyewitness Accounts*, Oxford 2003.

43 *Agostino Giovagnoli*, *Karol Wojtyła and the end of the Cold War*, in: *Pons/Romero*, S. 82–90, *ders.*, *Storia e globalizzazione*, Rom 2003.

44 *Mark Harrison*, *Economic information in the life and death of the Soviet command system*, in: *Pons/Romero*, S. 93–115; *ders.*, *The Sowjet Defence Industry Complex from Stalin to Khrushchev*, New York 2000.

45 *Robert English*, *Russia and the Idea of the West: Gorbachev, Intellectuals, and the End of the Cold War*, New York 2000.

kommunistischer Herrschaft zu.⁴⁶ Wenn er auch die Bedeutung des Generalsekretärs bei der Popularisierung des neuen Denkens als überragend kennzeichnet, so weist er dennoch darauf hin, wie sehr diese Ideen in der UdSSR auf den Gedanken des Prager Frühlings und der Schestidesjatki, d. h. der Generation der 1960er-Jahre, fußten und somit älteren Datums seien. English präsentiert Gorbatschows Wahl zum Generalsekretär als den notwendigen Aufstieg des neuen Denkens von der intellektuellen zur politischen Realität. Der Autor wendet sich gegen den vereinfachenden Standpunkt eines überraschenden und abrupten sowjetischen Wandels und weist auf einen komplexeren und langwelligeren Charakter der Implosion des Kommunismus hin.

Vladimir Zubok, ehemaliger wissenschaftlicher Mitarbeiter des USA- und Kanada-Instituts der Russischen Akademie der Wissenschaften, hier noch im Folgenden besprochener Autor⁴⁷ und mit Constantine Pleshakov Verfasser des in den Neunzigerjahren sensationellen Werkes »Inside the Kremlin's Cold War«⁴⁸, zeichnet ebenfalls eine Langzeitperspektive aus, mit der er die Verhaltensänderungen der sowjetischen Nomenklatura beschreibt. Bemerkenswert ist auch in diesem Beitrag Zuboks überwiegend negative Analyse von Gorbatschows politischem Handeln. Sie dürfte inzwischen allerdings in der russischen wissenschaftlichen Kommunität keine Seltenheit darstellen.⁴⁹

Jonathan Haslam lehrt Geschichte der Internationalen Beziehungen an der britischen Cambridge Universität. Sein letztes Buch über »realistisches Denken in den Internationalen Beziehungen« kann allen Studenten der Politischen Wissenschaft nur dringend empfohlen werden.⁵⁰ Bei der Einschätzung der Ereignisse von 1989, die sich deutlich von der Zuboks und Englishs unterscheidet, vertritt er die Meinung, der KPdSU-Generalsekretär habe keinerlei geschlossene Strategie für die Probleme der Sowjetunion und ihres Imperiums besessen. Der einzige Grundsatz, den er niemals geopfert habe, sei der, keine Gewalt in Osteuropa anzuwenden. Bezüglich der deutschen Frage, so Haslam, habe er die westlichen Kapazitäten, die Ereignisse in Deutschland zu kontrollieren, überbewertet.⁵¹ Dagegen hätte Gorbatschow das Tempo der von ihm selbst angestoßenen Entwicklung unterschätzt. Das, was damals wie ein globaler Neuansatz für eine neue Weltordnung aussah, sei in Wirklichkeit die Konsequenz von Improvisation und Adaption gewesen.

Auch in diesem Abschnitt ist Mark Kramer mit einem Beitrag vertreten, und zwar analysiert er den Einfluss der osteuropäischen Revolutionen des Jahres 1989 auf die Sowjetunion.⁵² Seiner Meinung nach war Gorbatschows Rolle im Imperium keineswegs völlig passiv. Er habe den schnellen Wandel in Osteuropa eindeutig ermutigt, um das Ende des Kalten Krieges zu beschleunigen und dadurch Reformen in der Sowjetunion zu erleichtern. Was er jedoch nicht vorausgesehen habe, seien die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Sowjetunion selbst gewesen.

Im Schlusskapitel liefern Silvio Pons und Francesco Benvenuti, Professor für Geschichte an der Universität von Bologna und Autor eines Buches zur Geschichte des gegenwärtigen Russland (1893 bis 1996), einen umfassenden Überblick über die aktuelle Literatur

46 *Ders.*, Ideas and the end of the Cold War: rethinking intellectual and political challenge, in: *Pons/Romero*, S. 116–136.

47 Vgl. Abschnitt VII.

48 *Zubok/Pleshakov*, Inside the Kremlin's Cold War (dt.: Der Kreml im Kalten Krieg. Von 1945 bis zur Kubakrise, Hildesheim 1997).

49 *Vladimir Zubok*, Unwrapping an enigma: Soviet elites, Gorbachev and the end of Cold War, in: *Pons/Romero*, S. 137–164.

50 *Jonathan Haslam*, No Virtue Like Necessity: Realist Thought in International Relations since Machiavelli, Yale 2002.

51 *Ders.*, History rewritten, in: *Pons/Romero*, S. 165–200.

52 *Mark Kramer*, Gorbachev and the demise of east European communism, in: *Pons/Romero*, S. 179–200.

bezüglich des Ende des Sowjetkommunismus, einschließlich der Innenpolitik und der internationalen Beziehungen der UdSSR.⁵³ Sie halten daran fest, dass die Standard einschätzung, Gorbatschows Reformen hätten die Auflösung der Sowjetunion unvermeidlich gemacht, nicht zutreffend sei. Jede Darstellung, die Gorbatschow als einen nicht erfolgreichen Retter des Sowjetkommunismus betrachte, unterschätze dessen Rolle als Staatsmann und minimiere seine Bedeutung als politischer Führer. Beide Autoren unterstreichen, die tatsächliche Großtat Gorbatschows sei die Zurückweisung der chinesischen Variante eines marktorientierten nationalistischen Autoritarismus gewesen. Pons und Benvenuti gehen davon aus, die sowjetischen Reformer hätten, indem sie den Kalten Krieg beenden wollten, eine neue Grundlage für die Legitimität und den weitgehenden Wandel des Sowjetsystems und des Kommunismus zu legen beabsichtigt. Gorbatschow habe jedoch die Risiken seiner radikalen Reformen falsch bewertet. Doch »sein neues Denken« bleibe ein Manifest für eine neue Weltordnung und eine politische Hinterlassenschaft, die Historiker endlich ernst nehmen sollten.

IV. GADDIS HAT DAS WORT

Das Buch des amerikanischen Vormannes der Kalten Kriegsgeschichte, des Yale-Professors und zuvor langjährig am *Mershon Center* der Ohio State Universität lehrenden John Lewis Gaddis, erschien – wie das Buch von Bernd Stöver – rechtzeitig zur Buchmesse in Leipzig im Jahre 2007.⁵⁴ Schon zuvor hatte der Historiker mehr als ein halbes Dutzend Bücher und unzählige Aufsätze zu diesem Thema vorgelegt.⁵⁵ Die Aufnahme des hier besprochenen Werkes in der deutschen Kritik war geteilt, überwiegend distanziert. Zum Teil waren die Vorwürfe unfair, denn der Autor hatte von vornherein klargestellt, dass dieses Buch nicht für Fachhistoriker oder Experten gedacht war, sondern seine Vorlesungen für Studenten der ersten Semester wiedergab. Ob der Nestor der Kalten Kriegsforschung gut beraten war, diese zugespitzten Ausführungen ins Deutsche übersetzen zu lassen, mag dahingestellt bleiben. Hierzulande ist man gegenüber allzu selbstbewussten amerikanischen Darstellungen überaus kritisch, besonders wenn sie so leichtfüßig und lesbar daherkommen wie in diesem Falle. Zugegeben, Gaddis konzentriert sich auf den bipolaren Konflikt und lässt alle wesentlichen Formen des Gegensatzes auf dem Gebiet der Literatur, Musik und des Städtebaus beiseite. Für ihn ist diese bipolare Form der Auseinandersetzung unvermeidlich gewesen und seine Schuldzuweisung zumindest für deren Beginn ist nach einigem Abwägen eindeutig: Stalin und die kommunistische Ideologie. Und ebenso ist für ihn das Zentrum dieses Ringens Deutschland in Europa. Umso mehr macht folgende Einschätzung nachdenklich:

»Durch die Entspannung wollte man die Gefahr eines Atomkrieges verringern, die Beziehungen zwischen den Gegnern im Kalten Krieg berechenbar gestalten und ihnen helfen, den innenpolitischen Aufruhr der sechziger Jahre zu überwinden. Für Gerechtigkeit zu sorgen war nicht beabsichtigt, jedenfalls nicht als unmittelbares Ziel. [...] Das alles bedeutete, daß die Regierung Nixon in ihrem Streben nach geopolitischer Stabilität begonnen hatte, die innere Stabilität der UdSSR zu schützen.« (S. 225).

53 *Francesco Benvenuti/Silvio Pons*, The end of Soviet communism: a review, in: *Pons/Romero*, S. 201–228.

54 *John Lewis Gaddis*, Der Kalte Krieg. Eine neue Geschichte. Siedler Verlag, München 2007, 384 S., geb., 24,95 €. Das Buch ist auch auf englischsprachigen CDs zu erhalten und natürlich im amerikanischen Original: *John Lewis Gaddis*, The Cold War. A New History, New York 2007.

55 Vgl. die in den Fußnoten genannten Texte sowie *The United States and the End of the Cold War: Implications, Reconsiderations and Provocations*, Oxford 1992; *The Tragedy of Cold War History: Reflections on Revisionism*, in: *Foreign Affairs*, 73, 1994, S. 142–154.

Tatsächlich erwies sich, so ist Gaddis bereit zuzugeben, die Schlussakte von Helsinki jedoch als ideologische Falle für die Sowjets, und dies obwohl Helmut Sonnenfeldt, der wichtigste Mitarbeiter Kissingers, bekundet hatte, die USA wollten das unorganische, unnatürliche Verhältnis zwischen der UdSSR und den osteuropäischen Staaten beenden helfen. Die Kritiker warfen Nixons Nachfolger Ford vor, die historischen Ungerechtigkeiten in Europa perpetuieren zu wollen, »indem man die sowjetische Vormachtstellung in Osteuropa anerkenne« (S. 234). Gaddis ist jedoch fair genug zu attestieren, der Helsinki-Prozess habe zur »grundlegenden Legitimation der Opposition gegen die sowjetische Herrschaft« geführt (S. 236).

Gaddis schätzt große Männer: »Als Johannes Paul II am 2. Juni 1979 auf dem Warschauer Flugplatz den Erdboden küsste, setzte er eine Entwicklung in Gang, die dem Kommunismus in Polen – und letztlich in ganz Europa – ein Ende bereiten sollte.« Es hätte aber der ganzen Schauspielkunst des Papstes bedurft, um die polnischen Landsleute zu motivieren. Gaddis Urteil über die Großen dieser Welt ist spitz und oft treffend. Aber er weiß auch, das sie zwar Geschichte machen, aber nur im Rahmen der vorgefundenen Umstände. So hatte er in früheren Vorlesungen im *Mershon Center* die veränderte Tektonik der internationalen Beziehungen für den Kollaps der Sowjetunion verantwortlich gemacht und äußerte in einem Interview mit CNN, die Argumente der realistischen Schule aufnehmend: »Well, in some ways you could argue that economic disparities were the single most important factor, because in the end it was largely economic capabilities that determined the outcome.« Auf die Frage, wer den größten Anteil am Kalten Krieg hatte, nennt er den Namen des direkten Lenin-Nachfolgers, gibt aber auch zu, dass man Stalin mit dem Marshallplan eine »Falle gestellt« habe, »um ihn dahin zu bringen, die Mauer zu errichten, die Europa teilen sollte«. Das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen. Als Architekten dieser Falle nennt er George Kennan, dessen strategische Annahmen sich 1989/90 verifizieren ließen. Doch habe es einige Zeit gebraucht, bis »Johannes Paul II und die anderen Schauspiel-Führer der achtziger Jahre« ihren Kurs setzten. »Dass die Sowjetunion als inspirative Alternativen nur Breshnew, Andropow und Tschernenko anbieten konnte, zeigte unverkennbar, wie hohl die Diktaturen geworden waren.« (S. 328)

Gaddis nennt in Anlehnung an Karl Marx drei Abweichungen von dessen vorgegebenem Geschichtsdeterminismus:

1. Während des Kalten Krieges fanden unübersehbar heiße Auseinandersetzungen – in Korea, in Vietnam – zwischen den Protagonisten statt. Dass sie nicht zu einem III. Weltkrieg führten, verdanken wir der Atombombe, die einen »langen Frieden« garantiert hätte.
2. Die zweite Abweichung hängt mit der Diskreditierung der Diktatur zusammen. Der Kommunismus habe sein Versprechen, ein besseres Leben zu schaffen, nicht erfüllt. Die Planwirtschaft war nicht in der Lage, die gestellten Ziele zu erreichen. Das parteimonopolistische System war aus wirtschaftlichen Gründen unglaubwürdig und nicht in der Lage, für politische und soziale Gerechtigkeit zu sorgen. »Ebenso, wie kein neuer Weltkrieg ausbrach, trat auch die angekündigte Weltrevolution nicht ein. Der Kalte Krieg hatte mit dem Staatskommunismus einen weiteren historischen Anachronismus hervor gebracht«, konstatiert der Historiker (S. 329).
3. Als dritte Innovation nennt er die »Globalisierung der Demokratisierung«. Seiner Meinung nach kam die Welt während des Kalten Krieges zu dem Konsens, »nur die Demokratie verleiht Legitimität«.

Gaddis schließt, der Kalte Krieg hätte »noch schlimmer sein und enden können – viel schlimmer. Er begann mit einer Wiederkehr der Angst und endete mit einem Triumph der Hoffnung, ein ungewöhnlicher Verlauf für eine große historische Umwälzung.« (S. 331).

V. STÖVERS GANZHEITLICHER ERKLÄRUNGSANSATZ

Der Potsdamer Privatdozent Bernd Stöver habilitierte sich 2001 mit dem Buch »Die Befreiung vom Kommunismus. Amerikanische Liberation Policy im Kalten Krieg 1947–1991«. Neben der US-Außenpolitik galt sein besonderes Interesse dem Dritten Reich, den deutsch-deutschen Beziehungen, ausgewählten Problemen der westdeutschen Gesellschaft (so z. B. dem Fall Otto John) sowie denen der DDR (z. B. über das Jahr 1953). Bernd Stöver weiß um den Satz der Dialektik, wonach alles in einem Gesamtzusammenhang zu sehen ist, wenn es Teil eines größeren Ganzen, d. h. eines Systems ist. So ist seine Darstellung des Kalten Krieges von einem von Luhmann entlehnten systemischen Ansatz geprägt: »Die Epoche des Kalten Krieges kann daher eigentlich nur als eine globale, multilineare und auf vielfache Weise politisch, kulturell, wirtschaftlich-sozial verflochtene Geschichte erzählt werden, in der sich gleichzeitig die unterschiedlichen historischen Erfahrungen und politischen Sichtweisen wiederfinden.«⁵⁶

Damit ist Stöver gezwungen, alle Facetten des Ringens der Titanen auszuleuchten. Selbst ein Bühnenauftritt von Louis Armstrong wird als Waffe der US-Außenpolitik zur Unterwanderung der herrschenden sowjetischen Zivilisation bzw. politischen Kultur angeführt. Dieser bedenkenswerte Rundumschlag lässt jedoch den Leser allein, anders als Gaddis, weil durch die spröde Distanziertheit die Frage, was die eigentlich dominierenden Variablen des Kalten Krieges gewesen waren, hinter den detaillierten Ausführungen zurücktreten muss. Stöver wertet nicht, was gute wissenschaftliche Methode ist, aber angesichts des Charakters des Ost-West-Konflikts und seiner Akteure etwas blass bleibt. Wenn er Vieles analysiert, so das Ausgreifen in die Dritte Welt, den Krieg der Geheimdienste, auch die Kommunistenhatz hier und die Jagd auf alle bourgeoisen Elemente dort nicht vergisst, die Wirtschafts- und Sozialpolitik in der Systemkonkurrenz nicht ausspart, so ist das zweifellos verdienstvoll, wobei man zu seinen Gunsten anführen muss, dass Stöver 144 Seiten mehr verbraucht als der amerikanische Wissenschaftler. Das Ende des Kalten Krieges wird bei ihm dann jedoch auf erstaunlich knappe 25 Seiten eingedampft. Stöver erinnert daran, dass die »Sowjetunion Ende der siebziger und Anfang der achtziger Jahre ein desaströses Bild« geboten habe. Breshnew sei seit seinem schweren Schlaganfall 1976 politisch kaum mehr handlungsfähig gewesen. Bereits die Entscheidung zum Einmarsch in Afghanistan traf 1979 KGB-Chef Juri Andropow. Ganz so ist es wohl doch nicht gewesen, vielmehr waren es jeweils fünf Persönlichkeiten, die delikateste Beschlüsse fassten, also eher eine Art reduzierter kollektiver Führung in Zeiten der Wirren. Doch der Generalsekretär, und das war bis zum 10. November 1982 immer noch Breshnew, musste sie in letzter Instanz billigen und unterschreiben. Nach seinem Tod folgte der ehemalige KGB-Chef Andropow, der seinerseits gesundheitlich schwer angeschlagen war. Ebenso erging es dessen Nachfolger Konstantin Tschernenko, der am 10. März 1984 gewählt wurde und an einem schweren Lungenemphysem litt. Stöver bezeichnet diese Zeit als »Periode der Lähmung«. Niemand sei bereit gewesen, »sowjetische Positionen in der Welt aufzugeben, obwohl diese die finanziellen Möglichkeiten seit langem überschritten« (S. 438).

Gorbatschow, der unter Konstantin Tschernenko bereits die Parteigeschäfte leitete, sei jedoch unbefangener an die Reformen herangegangen, auch an die der Außenpolitik. Als Gründe dafür führt der Autor an: a) Gorbatschow habe den Zweiten Weltkrieg nicht als Soldat oder Partisan miterlebt, und b) er sei durch die Abrechnung Chruschtschows mit dem Stalinismus geprägt worden. Der penible Leser fragt, wann es bei Chruschtschow eine Infragestellung des Stalinismus gegeben hätte. Hat er da etwas versäumt? Allenfalls hatte eine Entzauberung der Person Stalins unter dem Stichwort *kult litschnostij* (Personenkult) stattgefunden. Im Urteil über Gorbatschow sagt Stöver: »Innenpolitisch führte er

56 Bernd Stöver, *Der Kalte Krieg. Geschichte eines radikalen Zeitalters 1947–1991*, Verlag C. H. Beck, München 1997, 528 S., geb., 24,90 €.

jenen Weg fort, den seine beiden Vorgänger begonnen hatten. Dies machte Gorbatschows Antrittsrede 1985, insbesondere aber seine berühmte Ansprache auf dem XXVII. Parteitag 1986 deutlich« (S. 439).

Stövers folgende Analyse zeigt, dass diese Feststellung keineswegs vollständig ist. Beide Auftritte kündigten bereits tatsächlich eine völlig neue Herangehensweise an die Herausforderungen des Jahres 2000 an, das die Sowjetunion »in Würde erreichen« sollte, so die Maßgabe des neuen Mannes aus Stavropol. Richtig ist daneben auch, dass es dem Westen schwer fiel, die neuen Moskauer Offerten zum Nennwert zu nehmen, ebenso wie Enttäuschung über frühere Entspannungs-(Miss)Töne, antisowjetische Vorurteile und altes Denken die von Moskau angebotenen Übereinkünfte infrage stellten. Als überwiegendes Motiv für außenpolitische Rückzüge der Sowjetdiplomatie nennt der Autor »finanzielle Entlastungsmaßnahmen«. Vor allem habe aber das »neue Denken« die sogenannte Breshnew-Doktrin durch die »Sinatra-Doktrin« ersetzt, die den einzelnen Ländern des sozialistischen Blocks einräumte, den eigenen Weg zu beschreiten: »Dies galt als der eigentliche Anfang vom Ende des Ostblocks«. Diesem Auflösungsprozess und der Wiedervereinigung gelten die folgenden abschließenden Kapitel.

Mit seiner über insgesamt 500 Seiten umgreifenden »Geschichte eines radikalen Zeitalters« versucht Stöver, die Teile des Konflikts als Ganzes zu analysieren. Auf diese Weise könne der Kalte Krieg als ein System beschrieben werden, meint Stöver, ein System, das von der Konstellation des älteren Ost-West-Konflikts zunächst zwei Zentren unterhielt – einen West- und einen Ostblock (S. 463). Das wirkt auf den ersten Blick überzeugend, erinnert der Autor uns zum einen daran, dass der Kalte Krieg eine Vorgeschichte hat, die bis zum Jahre 1917 reicht und schließlich als Kalter Krieg einen eigenen bedrohlichen Aggregatzustand annahm. Die wichtige Frage, ob der dahinterliegende Ost-West-Konflikt möglicherweise über das Jahr 1917 nach hinten und über 1991 nach vorne reiche, wird immerhin angedeutet, doch bleibt sie bei Stöver wie bei den meisten Historikern unbeantwortet. Diese Fragestellung würde sicher fruchtbar sein, denn sie könnte die Diskussion über Bedeutung und Bedrohung einer eurasischen Zivilisation in den nächsten Jahrzehnten aufwerfen. Stöver sieht im Kalten Krieg den Grundkonflikt zweier Ordnungsvorstellungen: der liberal-kapitalistisch parlamentarischen Demokratie auf der einen und der staatssozialistisch-diktatorischen »Volksdemokratie« auf der anderen Seite. Dieser Gegensatz mag damit ausreichend gekennzeichnet sein, fragt aber nicht zufriedenstellend nach den dahinterliegenden historischen und geopolitischen Entwürfen und Verortungen, die den Konflikt weiter in Gang hielten: Geopolitik und »Kampf der Kulturen«, um einen von Huntington⁵⁷ erkannten Zusammenhang zu benutzen, dem Stöver immerhin ein Kapitel widmet, könnten Anregungen für einen weiterführenden Diskurs bieten.

VI. WARUM NICHT FRÜHER?

Im vergangenen Jahr ist der wissenschaftliche Diskurs auf eine neue Ebene gehoben worden. Für Melvyn Leffler ist der Kalte Krieg keine papierene Auseinandersetzung gegensätzlicher Paradigmen oder Schulen. Er hält ihn vorwiegend für einen Kampf zweier antagonistischer Systeme um die Seelen der Menschen, um Herz und Hirn des *common man*.⁵⁸ Diesen Wettstreit, so legte er kürzlich in einem Vortrag vor dem *Mershon Center* der Ohio State Universität dar⁵⁹, schien die Sowjetunion nach Ende des Zweiten Weltkrieges auf

57 Huntington, *Clash of Civilizations*.

58 Vgl. Melvyn P. Leffler, *For the Soul of Mankind*, Hill and Wang, New York 2007, 586 S., kart., \$ 35,00.

59 Vgl. Vortrag von Melvyn P. Leffler am Mershon Center, Columbus, Ohio am 8. Februar 2008 in der Reihe Diplomatic History Lecture Series »For the Soul of Mankind«, URL: <<http://www>

dem Hauptkampfplatz Europa nach Weltwirtschaftskrise, Faschismus und den sozialen Folgen des Weltkrieges in einigen Ländern wie Italien, Frankreich und sogar Deutschland gewinnen zu können. Niemand habe 1945 voraussagen wollen, so der Redner, dass Deutschland sich derart positiv entwickeln würde. Erst in den Sechziger- und Siebzigerjahren hätten sich die Chancen der westlichen Allianz dramatisch verbessert. Da die Möglichkeit bestehe, einige Archive in der Sowjetunion, Osteuropa und – wie er selbst darlegt – in China einzusehen, möchte der Inhaber des Edward-Stettinius-Lehrstuhls für amerikanische Geschichte⁶⁰ an der Universität von Virginia beiden Imperien eine faire Analyse ihrer Potenziale zumuten.

Leffler hat dafür die besten Voraussetzungen. Er ist seit dem 3. Januar 2005 der vierte *chairholder* des Henry-Alfred-Kissinger Lehrstuhls für Außenpolitik der *Library of Congress*, nach Jean Monnet, Klaus Larres und Lanxin Xiang, und hat damit direkten Zugang zu den grundlegenden Dokumenten. Überdies ist er als Kenner der amerikanischen Außenpolitik ausgewiesen. Seinen wissenschaftlichen Einstieg schuf sich Leffler als einer der glänzendsten Kritiker der US-Außenpolitik der Ära Truman. Seine Distanz zum Weißen Haus schlug sich vor allem in der preisgekrönten, 689-seitigen Studie »The Preponderance of Power. National Security, the Truman Administration, and the Cold War« (Stanford 1992) nieder. Leffler legte daneben weitere Bücher wie das für den deutschen Leser wichtige Werk »Struggle for Germany and the Origins of the Cold War« (Washington 1996) vor.⁶¹ Während der Präsidentschaft von James Carter beschäftigte er sich als Fellow des *Council of Foreign Policy* im Pentagon mit Rüstungskontrollfragen und der US-amerikanischen Notstandsplanung. Er nahm an verschiedenen hochrangig besetzten amerikanisch-sowjetischen Symposien über den Kalten Krieg teil, so jenes der *Fondazione Istituto Gramsci* im Jahre 2002, und lehrte zwischen 1993 und 1998 am Osloer Nobel-Friedensinstitut. Leffler war anschließend ein Jahr lang Präsident der Gesellschaft von Historikern amerikanischer Außenpolitik.

Melvyn P. Leffler hat mit seinem neuesten Buch einen eigenwilligen, aber durchaus fruchtbaren Forschungsansatz gewählt. Ihn treibt die Frage um, warum der Kalte Krieg mehr als vier Jahrzehnte dauerte und erst Ende der Achtzigerjahre beendet wurde, obwohl seiner Meinung nach die unterschiedlichen Führer beider Supermächte das Ende des volkswirtschaftliche und humane Kosten verursachenden, nahezu unerträglichen Konflikts mehrfach angestrebt hätten. Seine Hypothese ist, und er lässt uns in vier Abschnitten an deren Entfaltung teilnehmen, dass bestimmte Faktoren eine Auflösung dieses Großkonflikts unmöglich gemacht hätten. Warum geschah dies dennoch im fünften Abschnitt des Kalten Krieges? Seine Antwort: »Weil mächtige Männer, Ronald Reagan und Michail Gorbatschow, den Kurs der Geschichte veränderten« (S. 4). Doch wenn diese beiden solches bewerkstelligen konnten, warum gelang dies niemandem zuvor? Das ist die Kardinalfrage, die Leffler zu beantworten sucht.

In Lefflers Fokus sind, auch wenn er dies sicherlich bestreiten würde, die Führer der Nationen. Er zeigt sich an den menschlichen Akteuren (*human agents*) der Geschichte ebenso freimütig interessiert wie an den historischen Eventualitäten und inhärenten Mög-

wilsoncenter.org/index.cfm?event_id=261488&fuseaction=topics.event_summary&topic_id=1409#> [7.7.2008].

60 Stettinius war US-Außenminister unter Franklin Delano Roosevelt und diente dessen Nachfolger, der ihn durch James Byrnes ablösen ließ. Roosevelt hatte Stettinius als Nachfolger Cordell Hulls aus der Industrie in die Politik geholt. Er war der erste Botschafter bei den UN. Nach seinem Ausscheiden aus dem Staatsdienst 1946 lehrte er an der Universität von Virginia und verstarb am 31. Oktober 1949.

61 Außerdem: *Melvyn P. Leffler*, *Specter of Communism: The United States and the Origins of Cold War, 1917–1953*, New York 1994; *ders.*, *The Elusive Quest: America's Pursuit of European Stability and French Security, 1919–1933*, Chapel Hill 1979.

lichkeiten. Die Staatsmänner beider Blöcke seien von verschiedenen Kräften unter Druck gesetzt wurden: von ihren überkommenen Ideen und ihrem persönlichen Gedächtnis gesteuert, von Pressionen ihrer Allianzmitglieder wie auch von deren Klienten, von Forderungen ihrer Umgebung, aber auch von Impulsen militärischer und ziviler Bürokratien und nicht zuletzt durch Kalkulationen hinsichtlich eines historischen nationalen Interesses geleitet. Leffler appelliert an das Mitgefühl seiner Leser aus der Kenntnis der Hoffnungen und Ängste seiner Zeit, der Brutalität und Dummheit der Akteure. Aber vor allem fordert er dazu auf, das Verhalten der historisch wirkungsmächtigen Kräfte zu analysieren. Schließlich sei die würdige Beilegung des Kalten Krieges nicht vorherbestimmt gewesen, denn Menschen, »Staatenlenker treffen ihre Wahl« (S. 451).

Doch alle seien nach 1945 aus tiefstem Herzen überzeugt gewesen, jeweils die humanere Gesellschaft zu repräsentieren. Während die USA im Namen der Freiheit auftraten, ließ Moskau die Flagge sozialer Gerechtigkeit mächtig flattern. Ihre Protagonisten hätten an diese Positionen ernsthaft geglaubt. Erst Mitte der Achtzigerjahre lösten sie sich aus der Ideologiefalle, die sie auf- und gegeneinander geworfen hatte. Das Hauptverdienst dafür gebühre Michail Gorbatschow (S. 450). Aber ebenso sei ein exzeptioneller Mann auf der westlichen Seite notwendig gewesen: Ronald Reagan, der seine tiefe moralische Überzeugung, seinen ganz individuellen Charme und seine innenpolitische Stärke einbrachte, um die Konzessionen seines Mitspielers in ein neues System der internationalen Ordnung zu gießen, die die amerikanische Hegemonie sicherte und institutionalisierte.

Getrost darf man Melvyn P. Leffler nunmehr neben John Lewis Gaddis als ein Schwergewicht der US-amerikanischen Kalten-Kriegs-Forschung ansehen. In seinem letzten Werk vermeidet er frühere Einseitigkeiten der revisionistischen Forschung wie auch den Triumphalismus, der in den kürzlich erschienenen Arbeiten Gaddis' aufgefallen ist. Lefflers Ansatz ist ein völlig anderer als der der meisten neueren Autoren, die sich überwiegend mit der Gesamtgeschichte des *Cold War* beschäftigen oder sich nur der weiterhin ungeklärten Problematik des Endes dieser Phase des andauernden Ost-West-Konflikts zuwenden. Bekanntlich hatte der Historiker Mark Trachtenberg ihn als real abgeschlossen erklärt, zumindest mit Blick auf das Hauptkonfliktfeld Europa.⁶²

Leffler analysiert nicht den gesamten Zeitraum, sondern spezifische Zeitabschnitte: den Beginn des Kalten Krieges 1945–1948, 1953–1954 mit Malenkov und Eisenhower, die Zeit 1962–1965 mit Chruschtschow, Kennedy und Johnson, die »Erosion der Détente« 1975–1980 und schließlich die Ära Gorbatschow 1985–1991. Dabei macht er deutlich, dass »Gelegenheiten« (*opportunities*) zur Einflussverweiterung, noch mehr aber die übergroße Furcht vor dem Kontrahenten und dessen vitaler Machtprojektion positive Ansätze frühzeitig verschüttet hätten. Erst mit Reagan, den Leffler überraschend zu schätzen weiß, noch mehr aber vor dem Hintergrund der Krise des Kommunismus sei durch die Wahl Gorbatschows eine einzigartige Möglichkeit der Konfliktbeilegung eröffnet worden. Für Leffler war Gorbatschow ein sowjetischer Politiker der jungen Generation, der das Erbe des Hauptverursachers des Kalten Krieges, Josef Stalin, innen- und außenpolitisch abwerfen wollte, um die Potenzen des Kommunismus voll zur Entfaltung kommen zu lassen. Gorbatschow habe erkannt, dass die USA mit all ihren Waffen keine Bedrohung für die UdSSR sein wollten und nicht waren, sondern dass die wirklichen Gefahren für eine endlich wieder positive Entwicklung der Sowjetunion und ihrer Allianzstaaten aus den Fehlentwicklungen des eigenen Systems rührten. Durch das neue Team des Generalsekretärs seit 1985 sei somit eine völlig neue Konstellation entstanden, die Ballast abzuwerfen, Territorien und Waffen zur Disposition zu stellen suchte, die der Sowjetunion nur Kosten aufbürdeten und das positive Bild des Sozialismus verdunkelten.

62 Vgl. Mark Trachtenberg, *A Constructed Peace. Making of the European Settlement, 1948–1962*, Princeton 1999.

Leffler zeigt andererseits durchaus Verständnis für den geglückten Versuch von Reagan und Bush, Amerikas militärische und moralische Stärke zurückzugewinnen. Doch kennzeichnet er ebenso die immanenten Störfaktoren dieser Politik für das von Reagan angestrebte Ziel eines Übereinkommens mit der sowjetischen Seite. Er erinnerte in seinem Vortrag im *Mershon Center* daran, dass man in der *Reagan Library* Briefe des damaligen Präsidenten an die Vorgänger Gorbatschows finden könne, in denen er vor dem Hintergrund der *evil empire*-Anklagen immer wieder die Aufnahme von Gesprächen und Abkommen anbot. Leffler moniert jedoch ebenso die Fehlleistungen der Reagan-Administration. So habe die Unterstützung beispielsweise der afghanischen Mudschaheddin Gorbatschows Intention, aus dem Ende 1979 überfallenen Nachbarstaat die Sowjetarmee abzuziehen, zeitlich nur verzögert. Ebenso sei Reagans SDI ein Projekt gewesen, das Zweifel an der Seriosität und Berechenbarkeit des US-Präsidenten befördert und den Gegnern Gorbatschows und seines Außenministers, Eduard Schewardnadse, in die Hände gespielt habe.

Lefflers Analyse will jedoch nicht auf einen Faktor allein setzen und diesen verabsolutieren, sondern er versucht, Strukturen, Ideologien, das internationale System und *human agency* zu einem Forschungsteppich so zu verknüpfen, dass Geschichte von über 40 Jahren verstanden und sogar erklärt werden kann. Auch Leffler ging wie die meisten Analytiker davon aus, der Kalte Krieg würde »ewig andauern oder in einer Katastrophe enden« (S. 4). Doch die Auseinandersetzung wurde bekanntlich zwischen 1985 und 1991 beendet, »weil die Machtverhältnisse im internationalen System neu figuriert [reconfigured, F. O.] wurden und der ideologische Kampf, der den Globus für nahezu ein halbes Jahrhundert an den Abgrund führte, beendet wurde.« Also war es doch die Weltanschauung, der *way of life*, auf den sich der Gegensatz gründete? Doch dieser Gegensatz hat nur seine Erscheinungsform verändert. Der Kalte Krieg gehört bereits der Geschichte an, der Ost-West-Konflikt aber bleibt als Kampf um die Seelen der Menschheit aktuell.

VII. EIN RUSSISCHER EINSPRUCH: ZUBOK ERKLÄRT ANFANG UND ENDE

Der Zugriff von Vladislav Martinovich Zubok ist ein völlig anderer als der Melvyn Lefflers. In dem hier zu besprechenden Werk des an der Temple Universität lehrenden ehemaligen Mitarbeiters der Russischen Akademie der Wissenschaften soll eine betont eigene Stimme, eine russische, zum Klingen gebracht werden.⁶³ Doch in mancher Hinsicht begleitet das Werk die von Leffler gestellte Frage, warum der Kalte Krieg erst nach mehr als vier Jahrzehnten zu einem friedlichen Ende gebracht werden konnte. Zubok hilft uns durch sein glänzend geschriebenes Buch, einen Ariadne-Faden durch das vorgefundene Labyrinth zu legen.

Wie bei den meisten Historikern des Kalten Krieges liegt deren Beziehungsanalyse der multifaktorellen Untersuchung keinerlei Theorie der Internationalen Beziehungen zugrunde. Umso mehr dominiert das Wissen um die frühere systemstiftende Rolle von Ideologie und der überragenden Bedeutung der Persönlichkeit in einer totalitären Gesellschaft. Doch antwortet Zubok auf Vorwürfe politikwissenschaftlicher Puristen mit dem Hinweis auf ein von ihm und Pleshakow schon zuvor entworfenes Paradigma der UdSSR als eines revolutionär-imperialen Staates, einer Konstruktion, die den weltrevolutionären Prozess ebenso einschließt wie Expansion, Intervention und schließlich verhängnisvolle Überdehnung.⁶⁴

Im Vordergrund steht jedoch die Analyse des menschlichen Faktors. »Neue Evidenz enthüllt, dass eine große Mehrheit sowjetischer Funktionäre und normaler Menschen glei-

63 *Vladimir Zubok, A Failed Empire. The Soviet Union in the Cold War from Stalin to Gorbachev*, University of North Carolina Press, Chapel Hill 2007, 488 S., geb., \$ 39,95.

64 Vgl. *Zubok/Pleshakow, Inside the Kremlin's Cold War*.

chermaßen keinen Konflikt mit dem Westen wollten und eine friedliche Aussöhnung mit dem Westen vorzogen« (S. 2). Dennoch, so fährt Zubok fort, sei die sowjetische Vorherrschaft in Osteuropa brutal und kompromisslos gewesen. Im Nahen und Fernen Osten setzte die UdSSR auf die Überlassung von Stützpunkten, Ölkonzessionen und Einflusssphären. »Alles dieses, zusammen mit der ideologischen Rhetorik, brachte Moskau in eine Konfrontation mit den USA und Großbritannien.« Und Zubok fragt: Wie konnte solch ein erschöpftes, vom Krieg ruiniertes Land sich mit dem Westen unmittelbar nach dem »Pyrrhus-Sieg über Nazi-Deutschland« anlegen? Was waren Stalins Ziele, was seine Strategien?

Zubok erinnert daran, dass Stalins Fehler zu Beginn des Zweiten Weltkrieges die Autorität von Staat und Partei wie die vieler Funktionäre untergraben hätten. Die Allianz mit den Westmächten aber habe die Hoffnung auf zivile und politische Freiheiten genährt. Anastas Mikojan, einer der Funktionäre in der engsten Umgebung des sowjetischen Diktators, hätte 1960 darauf verwiesen, die Sowjetsoldaten seien aus dem Krieg zurückgekehrt als Menschen mit einem »breiteren Horizont und mit neuen Anforderungen« an das Regime. In diesem Lichte, so fügt der Rezensent an, erhält Stalins Rede vom Februar 1946 eine vorwiegend innenpolitische Bedeutung und sollte nicht unbedingt bereits als Kalte Kriegserklärung gewertet werden. Doch war schon zuvor der imperiale großrussische Klang in Stalins ersten Erklärungen kaum zu überhören. Und einige nationale Funktionäre konnten daher kaum als Lobbyisten ihrer Nationen auftreten, aber auch sie hofften, dass eine nunmehr stärkere imperiale großrussische Politik ihnen türkische oder iranische Landgewinne ermöglichen würde. Dokumente in den Archiven bewiesen die »Synergie zwischen Stalins strategischen Zielen und den nationalistischen Hoffnungen kommunistischer Apparatschiks im Südkaukasus« (Kapitel 2). Jedenfalls absorbierte das imperiale Projekt bestimmte Kräfte, die sich ansonsten gegen die neuerliche Festigung des stalinistischen Systems gerichtet hätten. Deutlich wird hier, dass Stalin seine Position in der obersten Nomenklatura zu festigen suchte, anfangs noch ohne erneute Säuberungen und innerparteilichen Terror, indem er kritische Eliten⁶⁵ auf außenpolitische Ziele konditionierte, nicht ohne Konsequenzen für das Ost-West-Verhältnis und uns aus der jüngsten Vergangenheit keineswegs unbekannt.

Mindestens seit Teheran hatte Roosevelt Stalin als gleichberechtigten Partner akzeptiert, als Mitarchitekten einer neuen Weltordnung, mit den Vereinten Nationen als Wiederauflage des gescheiterten Völkerbundes, den vier Weltpolitikern als Grundidee und dem Eintritt der UdSSR bei der Eroberung Japans, um amerikanisches Leben zu sparen, als Prämie. Truman, der von all diesen Jalta-Phantasmagorien seines Präsidentenvorgängers ebenso wenig wusste wie von der Existenz der Atombombe, nutzte Letztere, um die sowjetischen Landgewinne in Asien relativ gering zu halten. Und löste damit nahezu ebensolches Misstrauen bei Stalin aus wie in den Jahren zuvor das westliche Verweigern einer Zweiten Front.⁶⁶

65 Zubok denkt in diesem Zusammenhang vermutlich an höhere Offiziere der Sowjetarmee, die den Bruch mit den USA bedauerten, ebenso wie an sozialistische Industrielle, die auf westliche Hilfe für den Wiederaufbau gesetzt hatten, und an Intellektuelle, besonders jüdischer Herkunft, die Stalin als fünfte Kolonne der USA betrachtet hatte, vgl. *Zubok, A Failed Empire*, S. 50–61; vgl. auch *Roman Kolkowicz, The Soviet Military and the Communist Party*, Boulder/London 1985; *Jonathan Brent/Vladimir O. Naumov, Stalins's Last Crime*, New York 2003. Der Diktator musste nach 1946 immer längere »Auszeiten« nehmen, was zu Rankämpfen zwischen den Politbüromitgliedern Molotow, Malenkow und Berija einerseits und Shdanow und den »Leningrädern« andererseits führte. Vgl. *Leonard Shapiro, Die Geschichte der Kommunistischen Partei der Sowjetunion*, Frankfurt/Main 1962, S. 565.

66 Vgl. hierzu *Valentin Falin, Zweite Front. Die Interessenkonflikte in der Anti-Hitler-Koalition*, München 1995.

Als weithin bemerktes Alarmzeichen, dass die schönen Tage von Jalta dahin waren, galt im April 1945, als der neue Mann aus Missouri ohne Vorankündigung das Pacht- und Leih-Abkommen kündigte und Moskaus Außenhändler 381 Mio. US-Dollar abschreiben mussten. Auch der NKGB-Resident berichtete aus Washington, Kreise, die unter Roosevelt keinen Einfluss gehabt hätten, versuchten in einer »organisierten Anstrengung einen Wechsel der bisherigen Politik der USA gegenüber Moskau durchzusetzen« (S. 15).

Dies betraf den Kreis um die Botschafter Averell Harriman und George Kennan und die Rigaer Sektion, die bei einzelnen Mitgliedern des Senats und im Kongress Unterstützung fand. Grund für die zunehmende kritische Haltung bei den USA war, dass auf amerikanischer Seite die Einsicht wuchs, dass, nachdem die beiden für die USA-Interessen gefährlichsten Gegner ausgeschaltet waren, alte Gegensätze, die seit Wilsons Positionsbeschreibung von 1917 still gelegen hatten, wieder aufbrachen. Und dies geschah umso mehr, als Stalins Osteuropa-Politik sogar bei dem todkranken Roosevelt erste Befürchtungen über den neu gewonnenen Freund ausgelöst hatten.

Stalin aber konnte nunmehr bei der kommunistischen Elite Moskaus die auf Russland zentrierte Idee einer Supermacht mit weltweitem Rollenanspruch verstärkt propagieren und dem Land neue Opfer abverlangen. Die Machtkoalition, die sich als Konsequenz des Zweiten Weltkrieges herausgebildet hatte und zu der insbesondere die Leningrader Shdanow, Kusnetzow und Wosnessenski gehörten, war von größerem Selbstbewusstsein als jene durch die *Jeshowtschina*, »die Großen Säuberungen nach 1936« verunsicherte, verschreckte, in Resten noch revolutionäre nachleninsche Garde.⁶⁷ Zu der neuen Spitzenelite zählt Zubok die Kremlführer des XVIII. Parteitages 1939, die oberen Ränge der Partei, des Militärs, der Sicherheitsorgane und des militärisch-industriellen Komplexes, die ihre Positionen von der Niederwerfung des nationalsozialistischen Regimes ableiteten, keinesfalls aber das Charisma der engen Mitarbeiter des Revolutionsführers geltend machen konnten. Michael Voslenskij hätte sie als Nomenklatura, Boris Meissner als Hochbürokratie identifiziert.⁶⁸ In diese, von Großrussen definierte kollektive Identität ordneten sich die nationalen Führungsschichten – insbesondere die Georgier, Armenier und Aserbaidschaner – nolens volens ein. Und auch bei ihnen griffen jahrzehntelang die gleichen tief eingeschliffenen Strukturen, die trotz der Sehnsucht nach einem besseren Leben und dauernden Frieden, mit einer anwachsenden Positionsbestimmung zugunsten des global agierenden Imperiums befriedigt werden konnten. Die aufgefundenen Dokumente des Politbüros wie die Handlungsanweisungen der diplomatischen und Sicherheitsinstitutionen zeigen, dass die höchsten Entscheidungsträger der UdSSR die globale Machtverteilung, wie sie sich nach dem Zweiten Weltkrieg ausgebildet hatte, ihrerseits anerkannten und diese vor

67 Nach dem nicht völlig geklärten Tod Andrej Shdanows am 30. August 1948 wurden am 1. Oktober 1950 der mögliche Nachfolger Stalins, ZK-Sekretär Alexej Kusnetzow, der Erste Sekretär der Parteiorganisation Leningrads, Pjotr Popkow, der Leiter der Staatlichen Plankommission, Nikolaj Wosnessenskij, und der Ministerpräsident der RSFSR Rodionow (insgesamt 23 Persönlichkeiten), liquidiert. Malenkow konnte seine zentrale Funktion wieder einnehmen und sein Bündnis mit Berija erneut konsolidieren. Er war als Vorsitzender des Ministerrates für die erste Entspannungsinitiative nach Stalins Tod verantwortlich. Unterstützt wurde er wiederum von Lawrentij Berija, der sich zum Innenminister aufgeschwungen hatte. Am 23. Dezember 1953 wurde Berija u. a. wegen angeblichen Verratsversuchs an der DDR erschossen. Vgl. Leonard Shapiro, *Geschichte der KPdSU*, Frankfurt/Main 1962, S. 535; Simon Sebag Montefiore, *Stalin. Am Hof des roten Zaren*, Frankfurt/Main 2005, S. 675 ff. Montefiore nennt die Zahl von 214 in Haft genommenen Leningrader Funktionären, S. 681.

68 Vgl. hierzu *Michael Voslenskij*, Nomenklatura. Die herrschende Klasse der Sowjetunion, Wien 1980; *Boris Meissner*, Triebkräfte und Faktoren der sowjetischen Außenpolitik, in: *ders./Gotthold Rohde* (Hrsg.), *Grundfragen sowjetischer Außenpolitik*, Stuttgart 1970; *ders.*, *Sowjetische Kurskorrekturen*. Breshnew und sein Erbe, Zürich 1984.

allem durch Bereitstellung und Mehrung sowjetrussischer militärischer Stärke abzusichern suchten.

Aus diesem Streben erwuchs die Konstruktion des sowjet-sozialistischen Imperiums, welches mit Klauen und Zähnen verteidigt wurde im Namen einer eigenen, revolutionären und anti-westlichen Ideologie. Hierzu passten legitimatorisch die Versprechungen des Leninismus wie der globale Kampf gegen Ungleichheit, Ausbeutung und Unterdrückung ebenso wie die positiven Werte der internationalen Solidarität mit den Opfern des Rassismus und Kolonialismus und die schnelle Verbesserung der Lebenslage der unterprivilegierten Massen. Die Mischung aus geopolitischen Ambitionen und kommunistischen Heilsversprechen sei in dem revolutionär-imperialen Paradigma zusammengefließen. Dieses habe das internationale Verhalten der Sowjetführung letztlich seit Beginn des Kalten Krieges über weite Strecken geleitet. Man solle sich nicht täuschen, die sowjetischen Führer von Stalin bis Andropow genauso wie die sowjetische Parteielite, die Bürokraten des Auswärtigen Dienstes und auch die Sicherheitspolizisten, selbst die pragmatischsten oder zynischsten unter ihnen, wären stets verpflichtet gewesen, ihre Handlungen in allgemeinen ideologischen Formeln darzubieten und dabei den Jargon des Marxismus-Leninismus zu benutzen.

Bereits in »Inside the Kremlin's Cold War« aus dem Jahre 1996, welches die sowjetische Außenpolitik zwischen 1945 und 1962 umspannt, also mit der Kuba-Krise endet, versuchten die beiden Autoren Pleshakow und Zubok Licht in das Dunkel sowjetischer Motive für deren Außenbeziehungen zu bringen.⁶⁹ Im Westen hatte man sich jahrzehntlang über die Frage, ob die UdSSR vorwiegend ideologisch konditioniert oder ob sie durch Stalins Führung in erster Linie geopolitisch zu verorten sei, gestritten. Dies ging bei manchen westlichen Kombattanten so weit, zu leugnen, Stalin sei überhaupt ein Kommunist gewesen. Besonders die sogenannte realistische Schule, die einseitig die machtpolitisch-materiellen Faktoren allgemeinen außenpolitischen Handels herausstreicht, stand in der Gefahr, die Außenbeziehungen Moskaus als reine Einflusssphärenpolitik ohne ideologische Vorgaben darzustellen. Umso mehr ist Zubok zuzustimmen, wenn er die sowjetisch-amerikanische Konfrontation seit ihrem Beginn als einen Zusammenstoß von zwei Formen der Moderne und von zwei Imperien begreift. Nur ist hinzuzufügen, auf der einen Seite eines freiwilligen Imperiums, eines auf *invitation* und auf der anderen Seite eines Zwangsimperiums, aus dem Millionen stets ausbrechen wollten. Amerikas Eindämmungs- und *Roll Back*-Strategie aber stellte die Sowjetunion vor die Alternative, entweder ihr Imperium aufzulösen oder mit allen verfügbaren Mitteln zu verteidigen.

Das liest sich, als hätten die USA den Kalten Krieg gewünscht oder gar den Sowjets aufgezwungen. Dieser Meinung kann man durchaus sein, doch Zubok erinnert daran, Stalin habe noch vor Ausbruch der Konfrontation erfolgreich versucht, die absolute Kontrolle über die sowjetischen Eliten durchzusetzen und dass er diese Maßnahmen auch auf die Länder Osteuropas ausdehnte, »even before the Cold War began.« Diese Strategie wurde ihm zumindest in der Sowjetunion dadurch erleichtert, dass die meisten Kader der höheren Führungsgremien, der Hochbürokratie, davon ausgingen, die USA bereiteten einen neuen Krieg vor. Baumeister des Kalten Krieges war auf östlicher Seite offenkundig der sowjetische Führer, der Zuboks Studie zufolge der mörderischste, aber auch der pragmatischste und zugleich zynischste sowjetische Politiker war. Sein Ziel war es, die sowjetischen Kriegsgewinne und – man muss wohl oder übel hinzufügen – die mit Hitler vereinbarten Vorkriegsgewinne zu konsolidieren, ohne dabei die USA herauszufordern. Doch diese hatten sich zur Garantiemacht gegen die sowjetische Expansion aufgeschwungen. So war die Konfrontation unvermeidlich. Stalins Nachfolger (Malenkow, Berija, Chruschtschow und Molotow) kamen allerdings zu der Erkenntnis, dass der nächste Krieg keines-

69 Vgl. Zubok/Pleshakov, Inside the Kremlin's Cold War.

wegs unvermeidlich war. Sie umrissen eine Strategie, deren neues Design die Langzeitaußenpolitik darstellte, die der friedlichen Koexistenz zwischen der UdSSR und den westlichen Staaten. Doch sei, wie oft behauptet, die Rolle der Ideologie keineswegs zugunsten staatlicher Interessenpolitik reduziert worden. Die bisherige kollektive Identität hätte die Aufrechterhaltung des Imperiums erfordert. Zusätzlich zu den Weltkriegserinnerungen wirkten somit ideologische und Sicherheitsüberlegungen, die einen Rückzug aus Mitteleuropa gleichermaßen verhinderten.

Die DDR spielte nach Stalins Tod eine zentrale Rolle, und zwar als »Juwel«, als wertvoller geopolitischer und ideologischer Gewinn, den die Sowjetunion um jeden Preis zu behalten gedachte. Der ostdeutsche Faktor zwang die UdSSR, »für alle Zeiten« eine riesige Militärmacht in Mitteleuropa aufrecht zu erhalten. Zubok gehört außerdem ganz offensichtlich zu jenen, die frühe Vereinigungschancen für Deutschland als Ganzes unter demokratischen Vorzeichen nicht ernst zu nehmen bereit sind. Andererseits habe Moskau aber auch China generös unterstützt. Der »Chinafaktor« habe den Kreml gezwungen, die revolutionären und ideologischen Grundüberzeugungen ständig lautstark zu demonstrieren. Die Strategie des Kreml sei somit eine Kombination aus Flexibilität und Härte, Pragmatismus und ideologischer Korrektheit gewesen, die auch nach dem Versuch, bessere Beziehungen mit den USA herzustellen, die ideologische Allianz mit Peking zu restaurieren anstrebte. Obwohl sich Moskau für die Détente entschied, hielt es gleichzeitig im Vietnamkrieg an der Unterstützung der chinesischen und vietnamesischen Kommunisten fest. Ebenso bedeutete die Anti-Stalin-Kampagne Chruschtschows mitnichten eine Absage weltweiten Engagements, die kommunistische Alternative zum amerikanischen Kapitalismus nach Kräften zu fördern. Im Gegenteil: Die sowjetischen Erfolge in der Raumfahrt erhöhten die Attraktion des sowjetischen Modells in der Dritten Welt und zwangen die westlichen Staaten, sich mehr und mehr sowjetischen Interpretationen von Entspannung anzupassen. Diese sowjetische Sicht der Dinge entsprach einmal mehr der dominierenden realistischen Betrachtungsweise.

Chruschtschow ging davon aus, dass das militärische Gleichgewicht die westlichen Mächte zum globalen Rückzug zwingen würde – und dies umso mehr, als er erfüllt war von dem Glauben, dem Kommunismus gehöre die Zukunft. Ausdruck dessen war das 1961 auf dem XXII. Parteitag der KPdSU beschlossene neue Programm der Staatspartei. Besessen von ideologischem Messianismus und einer angeblichen atomaren Risikobereitschaft setzte sie die »neue Außenpolitik«, die 1953 von Malenkow verkündet worden war, aufs Spiel. Moskau ging von einer Politik der Spannungsminderung zu risikoreichen Strategien des sowjetischen Modellexports in die Länder der Dritten Welt über.⁷⁰ Seit dem Jahr 1958 beschritt Chruschtschow einen immer riskanteren Weg, um die durch die Lancierung des Sputnik anfallende Prämie zu kassieren, eine Strategie, die in der Verteidigung Kubas durch die Stationierung sowjetischer Raketen kulminierte, seine Politik aber letztlich diskreditierte. Sein Sturz am 16. Oktober 1964 war nur die logische Folge.

Die kollektive Führung sah in Verhandlungen mit dem Westen schließlich seit Mitte der 1960er-Jahre einen erfolversprechenderen Weg, die sowjetischen Interessen noch besser zu sichern. Von einer Position der gewonnenen Stärke strebte Breshnew, unterstützt in erster Linie von Gromyko und Andropow, eine Détente mit Westdeutschland und ein Übereinkommen mit den USA an. Zubok sieht in Leonid Breshnew den ersten sowjetischen Parteiführer, der seine Legitimität an der Spitze der sowjetischen Partei nicht nur durch die Betonung ideologischer und militärischer Omnipotenz, sondern durch seine Fähigkeiten als Friedensbringer nachzuweisen und abzustützen suchte. Ohne Breshnews Engagement hätte es vermutlich nie die hohe Zeit amerikanisch-sowjetischer Entspannung der Jahre 1972 bis 1974 gegeben. Allerdings sei Breshnew vor allem ein Konsensus-

70 Vgl. dazu den Beitrag von *Andreas Hilger* in diesem Band.

Sucher gewesen. Er wie auch seine Kollegen im Politbüro und die Mehrheit der politischen Klasse waren jedoch nicht bereit, sich aus der Zwangsjacke des revolutionär-imperialen Paradigmas zu befreien. Wie ihr amerikanisches Gegenüber gingen sie davon aus, von der Gegenseite erpresst zu werden. Daher hielten sie umso stärker daran fest, Menge und Qualität der Machtmittel weiter zu erhöhen. Trotz aller Vereinbarungen wurde ohne Unterlass eine massive sowjetische Aufrüstung betrieben. Die notwendige Debatte über eine inhaltlich abgewogene Sicherheits- und Verteidigungsstrategie scheiterte an ideologischen und bürokratischen Hindernissen ebenso wie an sich organisierenden Teilinteressen. Mit Blick auf die Dritte Welt wurde gar wie in der Chruschtschow-Ära die abschüssige Strecke des ideologisch-geopolitischen Expansionismus weiter beschritten, die Auseinandersetzung mit den USA nach den Regeln des Nullsummenspiels geführt.

Zubok bestreitet dennoch entschieden, dass unter dem Deckmantel der Détente die Sowjetunion nach Fixierung militärischer Überlegenheit oder gar einem abschließenden Sieg im Kalten Krieg strebte. Als Beweis f hrt er an, dass sich die sowjetische Gesellschaft, auch die sowjetischen Eliten bis hin zu einigen aufgeklärten Parteiapparatschiks, das brutale und paranoide Unsicherheitserbe der Stalinzeit abgestreift gehabt hätten. Die sowjetische Gesellschaft sei gespalten gewesen: auf der einen Seite das Militär, der KGB und der militärisch-industrielle Komplex, der an der harten Linie festgehalten hätte. Aber auf der anderen Seite hätten die Repräsentanten der Wirtschaft, die Leiter großer Betriebe und die Manager sich für die Verbreiterung der Beziehungen mit dem Westen eingesetzt. Auch unter den Absolventen der Universitäten und Hochschulen sei die Bereitschaft zu echtem Vergleich und zu freiem Gedankenaustausch mit ihren westlichen Gegenspielern gewachsen. Kürzlich entstandene Studien zeigen, dass es seit den Sechzigerjahren einen stndigen Niedergang der Fähigkeit der Ideologie, die Massen zu mobilisieren, eine »konsequente Erosion der ideologischen Basis der Regimestabilitt« gegeben habe. Dieser Trend setzte sich in den Jahren der Détente, d. h. in den Siebziger- und Achtzigerjahren fort.

Auf bizarre Weise bestimmte und organisierte jedoch, von westlichen Analytikern unterbewertet, die marxistisch-leninistische Ideologie alle Bereiche gesellschaftlichen Seins. Sie blieb Teil des sowjetischen Lebens, wurde aber nunmehr überraschend zu einer Quelle des Widerspruchs zu den herrschenden Verhältnissen. Im Vergleich zwischen ideologischem Anspruch und den offiziellen Versprechungen einerseits sowie der bitter enttäuschenden Realität andererseits wuchs die Gegnerschaft zum etablierten System selbst in Teilen der parteinahen Intellektuellen. Das Ergebnis konnte nur in Zynismus, Korruption und der Suche nach einer neuen Gesellschaft enden. Die höheren Ränge in den offiziellen Institutionen sahen in der Ideologie nur noch den letzten Nenner des gesellschaftlichen Konsensus, der als Ritual gepflegt werden musste, aber eben ritualisiert, nicht mehr als kognitives oder dynamisches Werkzeug zum Verständnis und der Veränderung der Welt. Die Ideologie existierte fort als wichtiger Teil der offiziellen kollektiven Identität, welcher sich um die Rechtfertigung des Gromachtchauvinismus zentrierte. Diese negative Entwicklung habe mit der Niederschlagung des Prager Frühlings im Jahre 1968 begonnen. Danach hätten auch noch so idealistische Intellektuelle in der UdSSR ihr Interesse an der kommunistischen Botschaft verloren.

Zubok will mit seinem Buch aber auch die überragende Rolle der Persönlichkeit herausarbeiten, um das internationale Geschäft, wie es Moskau betrieb, verständlich zu machen. Stalin ist völlig zu Recht für Zubok jener »Übermensch«, der die wichtigsten Bürokratien des Systems zu einfachen Apparaten seines Willens degradierte; dessen Monopol auf die wichtigsten Systementscheidungen nach innen und außen sich auch in seinen Fehlkalulationen und Fehlentscheidungen niederschlug, die nach Zuboks Meinung zum Ausbruch des Kalten Krieges beitrugen. Um eine klare Schuldzuweisung freilich drückt sich der Autor herum. Stalins Nachfolger seien weit weniger dominante Erscheinungen gewesen, doch ihre geschichtliche Bedeutung, Chruschtschows nuklearen Tanz am Rande des

Abgrunds und Breshnews Beitrag zur Entspannung, versucht Zubok in Zeichnungen und Überzeichnungen darzulegen. Für den raschen Absturz der Détente macht der Autor die Desintegration der Persönlichkeit Breshnews als Folge seiner Krankheit seit 1976 verantwortlich. Die Invasion in Afghanistan war das letzte Glied einer Reihe von Fehlern und zugleich eine Demonstration der machtvollen Hindernisse, die das revolutionär-imperiale Paradigma aufgestellt hatte und das die Sowjetführer dazu brachte, auf militärische Gewalt zu setzen, um einen Wechsel an der Spitze der Staatsführung Afghanistans zu erzwingen. In Moskau, wo man den islamischen Fundamentalismus völlig unterschätzte, meinten die Führer, die Armee in wenigen Wochen nach Hause zu holen. Stattdessen löste die Invasion den Startschuss für eine erneute US-amerikanisch-sowjetische Konfrontation aus. Sie sei zur geschichtlichen Wasserscheide für das sowjetische Imperium geworden, denn in dem zehnjährigen Krieg habe sich die innenpolitische Unterstützung für diese Form sowjetischen Expansionismus verflüchtigt.

Glücklicher sei dagegen Ronald Reagan gewesen, dessen zweite Präsidentschaft mit dem Generationswechsel im Kreml und der Wahl Gorbatschows zum Generalsekretär der KPdSU zusammenfiel. Reagan hatte gehofft, das Scheitern in Afghanistan in eine allgemeine Niederlage der sowjetischen Politik in der Dritten Welt umzumünzen. Washington übte auch im Falle Polens Druck auf Moskau aus, um den Kreml von einem Einmarsch in Warschau 1980/81 abzuhalten. Hier versucht Zubok eine eigenwillige Lesart zu lancieren: Zwar hätte Moskaus Führung sich einer Neuanwendung der Breshnew-Doktrin der begrenzten Souveränität sozialistischer Länder enthalten. Doch dies sei nicht Amerikas Verdienst, nicht deren Rüstungsanstrengungen und keineswegs der strategischen Verteidigungsinitiative zuzurechnen. Im Gegenteil: der Zweite Kalte Krieg habe die anti-amerikanischen Vorurteile als Teil der alten kollektiven Identität nur gestärkt und so die Konfrontation unnötig verlängert.

Dennoch sei der ehemalige Apparatschik Gorbatschow der erste Staatsmann nach Stalin gewesen, der dessen Mixtur, so wie sie sich inzwischen verfestigt habe, auf den Prüfstand gestellt und sich dabei als Ideologe und Propagandist mit großen Fähigkeiten profiliert habe, wenn auch nunmehr auf Kosten des ursprünglichen revolutionär-imperialen Paradigmas, welches er beiseite geschoben und durch sein eigenes »neues Denken« ersetzt habe. Neues Denken sei nun wiederum eine vage messianische Formel für eine Öffnung in die reale Welt gewesen, die innenpolitisch an den »Dritten Weg«, an das Ideal eines demokratischen Kommunismus anknüpfen wollte und letztlich in der Nähe der Sozialdemokratie endete. Ziel der Reformen sei eine durchgreifende Transformation der Kommunistischen Partei und der sowjetischen Gesellschaft gewesen, die in einem »gemeinsamen Haus Europa« ihren Ankerplatz finden sollten.

Gorbatschows Intentionen gründeten sich, so Zubok, jedoch auf eine Anzahl folgenreicher Illusionen. Eine davon war, dass am Ende dieser dornenreichen Reformstrecke die Sowjetunion nicht schwächer, sondern stärker als zuvor sein würde, eine andere, dass ihr auf diesem Wege der Beistand der kapitalistischen Länder sicher sei. Wieder habe die Persönlichkeit eine entscheidende Rolle gespielt. Gorbatschow habe Ende 1988 die ideologische Vernunft hinter Stalins Außenpolitik geleugnet, sowie der Anwendung von Gewalt und dem Verschweigen früherer Verbrechen abgeschworen und so die Öffnung des sozialistischen Blocks zugelassen. Die Folgen seien bekannt: Innerhalb eines Jahres stand das Imperium vor dem Kollaps, zwei Jahre später implodierte die UdSSR und zerfiel dabei in 15 teilweise eigenständige ganz neue Staaten. Zubok zufolge wären Kapitalismus und Sozialismus feindliche Brüder, das heißt beide Mitglieder einer Familie. Beide hätten auf rationaler, industrieller Grundlage aufbauend, den historisch richtigen Weg gesucht, um die Welt zu modernisieren und zu globalisieren. Der Kalte Krieg sei daher keine Auseinandersetzung zwischen Freunden oder Feinden der Modernisierung und Globalisierung gewesen. Seiner Meinung nach sähen viele Analytiker in Russland, den Staat, der das Un-

glück hatte, das Testfeld für eine besonders rücksichtslose und gewalttätige Modernisierung zu sein, für einen Schnellschuss, um aus wirtschaftlicher und sozialer Rückständigkeit zu Modernität und Akkulturation, rationaler Planung und sozialer Gerechtigkeit springen zu können. Tatsächlich habe die sowjetische Version einer beschleunigten Modernisierung der UdSSR den Sieg im Zweiten Weltkrieg und ihr den Status einer Supermacht ermöglicht, darüber hinaus ihr gar Millionen Anhänger in der Dritten Welt zugeführt. Besonders in den 1970er-Jahren aber habe sich der amerikanische Weg in die zivilisatorische Moderne jedoch als innovativer erwiesen. Gestützt auf das US-Modell hätten sich Westeuropa, Japan und einige andere US-Alliierte als Gesellschaften von größerer Prosperität gezeigt, integrationsfähiger und insgesamt erfolgreicher als irgendein sozialistischer Staat des Sowjetblocks.

Zuboks Modernisierungskonzept beschränkt sich jedoch, wie das bei vielen Historikern zu beklagen ist, vorwiegend auf ökonomische Elemente, doch weist die wohl verstandene Moderne wesentlich umfassendere kulturell-zivilisatorische Elemente auf, die sich aus der Aufklärung, den angelsächsischen Revolutionen und einem modernen Individualitätsverständnis begründen lassen. Für deren Inhalte gab es in der großrussisch-sowjetischen Gesellschaft nur wenig, wenn auch zunehmenden Spielraum, während sie in westlichen Gesellschaften wie den USA, Großbritannien und Frankreich internalisiert waren und deren politische Kultur prägten. Mit solchem Verständnis von Modernisierung sahen sich beide Systeme keineswegs als distanzierte Verwandte, sondern jeweils als in Todfeindschaft aufeinander geworfene Gegner, die dennoch zur Einhaltung von Minimalregeln gezwungen waren, weil die atomare Bedrohung einen »langen Frieden« erzwang. Richtig ist, dass den Entscheidungsträgern in Moskau und Washington eine gewisse Rationalität, ein erstaunliches Verantwortungsbewusstsein zu eigen war, welches letztlich die Geschichte offen hielt.

Was aber war der entscheidende Faktor, der der Sowjetunion den Garaus bereitere? Die Antwort Zuboks: Für ihn ist letztlich der Verlust an ideologischer Grundierung, an marxistischem Erlösungsglauben und davon abgeleiteter, tief verwurzelter Loyalität der Dreh- und Angelpunkt, der über Sein oder Nichtsein der Sowjetunion entschied. Die kolossale militärische Macht, die Moskau angehäuft hatte, sei kein wirklicher Ausgleich für den Verlust an Weltanschauung gewesen, da der Wille bei Gorbatschow und seinem Team gefehlt habe, militärische Macht beim letzten Gefecht einzusetzen.

Wenden wir uns noch einmal der Fragestellung Lefflers zu: Warum konnte der Kalte Krieg 1990/91, nicht aber in den Jahrzehnten zuvor beendet werden? Auch hier ist Zuboks Antwort eindeutig: Die leninistische Ideologie habe die sowjetischen Eliten lange Jahrzehnte in ihren Bann geschlagen. Unter den Bedingungen der friedlichen Koexistenz sei jedoch deutlich geworden, dass die Sowjetunion nicht mit dem westlichen Modell konkurrieren könne: Sie fiel immer weiter zurück. Gorbatschow habe mit seinem »falschen neuen Denken« aber das sowjetische antikapitalistische Experiment in die westlichen Demokratien zu integrieren versucht. »Der rebellische Cousin klopfte an die Tür des entfernten Cousins und bat um Versöhnung.« Gorbatschow und seine Anhänger waren nicht mehr bereit, Blut für eine Sache zu vergießen, an die sie nicht glaubten, für ein Imperium, von dem sie nicht mehr profitierten. Anstatt zu kämpfen, beging das »sowjetsozialistische Imperium, vielleicht das merkwürdigste in der modernen Geschichte, Selbstmord« (S. 344). Treffender kann man es nicht ausdrücken.

VIII. FAZIT: ALTE FRAGEN – NEUE ANTWORTEN

Die hier besprochenen Werke sind möglicherweise nur das vorletzte Wort zur Geschichte des Kalten Krieges. Sie sind allesamt fair, informativ und flüssig geschrieben und gehö-

ren in den Bücherschrank jedes Zeitgeschichtlers oder Politikwissenschaftlers, können mithin als Meistererzählungen gelten. Zudem weisen sie ein gemeinsames, wenn auch nicht gänzlich neues *master narrative* auf. Dazu gehören: die einhellige wissenschaftlich begründete Verantwortungszuweisung für den Ausbruch des Kalten Krieges; ferner die deutliche Absage an irgendwelche Illusionen über »vertane Chancen« in den Fünfzigerjahren. Überdeutlich wird, dass eine Beilegung des Kalten Krieges kaum eher möglich war, da machtpolitische Verschiebungen, Veränderungen der *Balance of Power* angesichts der tiefen ideologischen Gegnerschaft nicht aufgelöst werden konnten. Überhaupt wird aus allen Erzählungen die konstitutive Rolle der Ideologie, die überragende Bedeutung von Personen sowie die starke Bodenhaftung von Strukturen, die freilich den Akteuren ihre Handlungsfähigkeit zu garantieren hatten, deutlich.

Die Verantwortung für den Ausbruch des Kalten Krieges wird unisono J. W. Stalin zugewiesen. Sein Nachfolger N. S. Chruschtschow tritt uns als Hasardeur, aber auch als Reformator entgegen. Ebenso konnte gezeigt werden, dass Leonid Breschnew die Détente mit dem Westen ernsthaft anstrebte. Auch war die militärische Intervention in die Tschechoslowakei 1968 nicht seine erste Priorität. Neueste Forschungen ergeben darüber hinaus, dass er die Mitwirkung der Nationalen Volksarmee an dieser Invasion ausdrücklich untersagte. Allerdings wird auch deutlich, dass die UdSSR Anfang der Achtzigerjahre zu einer weiteren Invasion in Polen nicht mehr in der Lage war. Die Überdehnung des Imperiums hatte sie nach dem Afghanistan-Abenteuer erschöpft, die UdSSR hatte ein weiteres Brest-Litowsk erlebt. Sie war nicht mehr fähig, die Lasten ihrer aggressiven Raketenrüstung wie auch ihres Imperiumserhalts gleichermaßen zu tragen. Die Breschnew-Doktrin der begrenzten Souveränität kleiner Länder in der sozialistischen Gemeinschaft war somit bereits im Dezember 1980 außer Kraft gesetzt worden. Wesentlich war dabei die Rolle der USA, die endlich ihre Stärke zurückgewonnen hatten, diese auch bravourös zu nutzen verstanden und im entscheidenden Moment, das heißt nach 1985, zur Détente-Strategie zurückkehrten – dieses Mal allerdings zu einer realistischen Entspannung, nicht einer aus Schwäche, wie sie sich zu Zeiten des Vietnam-Debakels unvermeidlich abgezeichnet hatte. Nunmehr waren die USA so aufgestellt, dass sie die allgemeine Krise des Kommunismus analytisch einordneten und die zyklische Krise des Herrschaftssystems zu nutzen verstanden. In diesem Zusammenhang finden sich in allen Meistererzählungen lobende, aber ebenso kritische Anmerkungen zu den Akteuren der späten Achtzigerjahre. Hierbei fällt auf, dass die Rolle der »Massen« stärker hätte gewürdigt werden müssen, denn auch sie stellten den subjektiven Faktor des historischen Niedergangs eines der beiden Pole des Kalten Krieges dar. Mit Blick auf die *Ultima ratio* Stalin'scher Europa- und Deutschland-Strategie, fürchte ich, wird man weiter im Nebel stochern müssen, da wichtige Quellen beseitigt oder bereinigt wurden.

Fast alle Autoren sahen aber als entscheidend an, dass die relative Machtverteilung im internationalen System seit Ende der Siebzigerjahre sich wieder zugunsten der demokratisch-kapitalistischen Allianz verändert hatte. Diese Tatsache, die seinerzeit keineswegs Allgemeingut Politischer Wissenschaft war, fand ihren Ausdruck in Personen wie Gorbatschow einerseits und Reagan und Bush andererseits. Das Bild, welches von ihnen nun gezeichnet wird, weicht allerdings deutlich von der seinerzeit anschwellenden »Gorbomanie« ab. Insbesondere der russische Erzähler Zubok arbeitet die schwerwiegenden Fehler des Gorbatschow-Teams heraus.

Andere unterstreichen zunächst, wie produktiv seinerzeit Ideen der »Interdependenz« wie auch der »gemeinsamen Sicherheit« wirkten, die vonseiten sozialdemokratisch orientierter Politiker und Friedensforscher entworfen wurden, und sich außerdem ein wohlwollendes Verhalten führender westlicher Regierungen abzeichnete, welches den Sturz des kommunistischen Systems aufzufangen bereit schien. Entscheidender waren laut den hier besprochenen Untersuchungen jedoch weniger das Ausmaß westlicher Härte oder

Kooperationsbereitschaft, sondern die negativen Entwicklungen im Sowjetkommunismus selbst. Der prozessuale Krisenverlauf entfremdete die mittleren Parteifunktionäre von der bisher vorherrschenden Hochbürokratie, spaltete wichtige Machtorgane des Staates, führte zu mehrfachen Brüchen im Selbstverständnis der Nomenklatura, brachte die Nationen und Nationalitäten des Imperiums in Gegensatz zum Zentrum und neue Eliten u. a. durch Generationswechsel an die Hebel der Macht.

Alle Autoren schildern überzeugend: 1. die technische Rückständigkeit und die zunehmende Innovationsschwäche der Volkswirtschaft, 2. die wachsende Unruhe der politischen Klasse über die Leistungsschwäche des Systems (Korruptiertheit der Führungsschicht, Alkoholismus, frühe Sterblichkeit der männlichen Bevölkerung, Zunahme nationaler Diskriminierungen), 3. die Konsequenzen der Überproduktion an militärischen Gütern bei ständigem Nachhinken der Konsumindustrie und letztlich 4. die Verschiebung der internationalen Tektonik zu Ungunsten der Länder des Sozialismus.

Differenzen in der Analyse zeigen sich jedoch bei der Gewichtung folgenreicher Prozessverläufe in beiden Allianzen, wobei sich in der Sowjetunion regimetheoretisch die Brisanz der nationalen Frage unerwartet verschärfte, während die Integrationskraft westlicher Institutionen eher zunahm. Das Ende des Kalten Krieges wird nach den Wirkungsfaktoren unterschiedlich beurteilt: Die Mehrheit der Autoren scheint weder der Entspannungspolitik noch der Politik der Stärke im zweiten Kalten Krieg einen Bonus zu verleihen. Alle jedoch halten den *human factor*, Michail Gorbatschow und seine gescheiterten Strategeme (»neues Denken«), für den Ausgang des Kalten Krieges als von nicht zu überschätzender Wertigkeit. In dieser Hinsicht ist beispielsweise auch die neuere Forschung einzuordnen, die darauf verweist, dass die Absage an die Gewinnbarkeit eines atomaren Krieges erst 1986 durch Gorbatschow erfolgte.⁷¹ Oftmals wird die Bedeutung der neuen Ideologie über- und die der materiellen Schwächezeichen unterschätzt. Die letzte Antwort allerdings vermag die Historiografie vermutlich erst zu geben, wenn die wieder restriktiver und selektiver gehandhabten Zugangspraktiken zu den Moskauer Archiven aufgehoben sind. Spätestens dann aber sollte die Forschung in der Lage sein, eine schlüssige Theorie der Implosion ideologiefixierter Imperien vorzulegen, die Internationale Beziehungstheorie und Modelle sozialen Wandels vernetzt. Insofern steht das letzte Wort über das Ende des Ost-West-Konflikts noch aus. Aber ist dieser Konflikt überhaupt zu Ende?

71 Bis dahin sah die Kriegsplanung des Warschauer Paktes einen Überraschungsangriff auf Westeuropa mit Hunderten Atomwaffen vor, einer Planung, die allerdings das KPdSU-Politbüro einerseits aufrecht erhalten, seine Anwendung andererseits trotz anhaltenden Drucks sowjetischer Militärs praktisch stets verworfen hatte. Vgl. *Hans Rühle/Michael Rühle*, FAZ, 13.8.2008, S. 7.

